

P

Ian Kershaw

Hitler

1889 – 1945

Aus dem Englischen von
Jürgen Peter Krause, Jörg W. Rademacher
und Klaus Kochmann

Pantheon

Vom Autor gekürzte Ausgabe der zweibändigen Biographie
Hitler. 1889–1936 und *Hitler. 1936–1945* erschienen bei DVA 1998 bzw. 2000

Die englische Originalausgabe erschien 1998 bzw. 2000
unter dem Titel *Hitler. 1889–1936: Hubris* und *Hitler. 1936–1945: Nemesis*
bei Allen Lane/The Penguin Press, London

Die englische Originalausgabe der einbändigen Ausgabe *Hitler*
erschien 2008 bei Allen Lane/The Penguin Press, London

Jörg W. Rademacher übersetzte Kapitel 1 bis 10
Jürgen Peter Krause übersetzte Kapitel 11 und 12 unter Mitarbeit von Cristoforo Schweeger
Klaus Kochmann übersetzte Kapitel 13 bis 28 sowie den Epilog
Klaus Binder übersetzte das neue Vorwort

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

5. Auflage

Pantheon-Ausgabe August 2009

Copyright © 1998, 2000, 2008 by Ian Kershaw

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1998 bzw. 2000 by Deutsche Verlags-Anstalt,
München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München

Satz: Ditta Ahmadi, Berlin

Karten: Peter Palm, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-570-55094-6

www.pantheon-verlag.de

Inhalt

Vorwort zur Neuauflage	7
Betrachtungen zu Hitler	13
1 Phantasien und Fehlschläge	23
2 Der Aussteiger	39
3 Begeisterung und Verbitterung	67
4 Der Bierkelleragitator	87
5 Der »Trommler«	125
6 Der Auftritt des »Führers«	159
7 Auf dem Weg zur Beherrschung der »Bewegung«	181
8 Der »Durchbruch«	217
9 An die Schalthebel der Macht »gehievt«	257
10 Auf dem Weg zum Diktator	281
11 Sicherung der totalen Macht	325
12 »Dem Führer entgegen arbeiten«	345
13 Unentwegte Radikalisierung	387
14 Expansionistische Dynamik	435
15 Wegmarken des Völkermords	485
16 Va banque	509
17 Die entfesselten Barbaren	557
18 Scheitelpunkt der Macht	595
19 Planung eines Vernichtungskampfs	639
20 Kraftprobe	675
21 Erfüllung der »Prophezeiung«	727

22	Der letzte große Wurf	761
23	Umzingelt	811
24	Hoffen auf Wunder	847
25	Ein teuflisches Glück	887
26	Kein Ausweg	915
27	In den Abgrund	961
28	Untergang	997
	Epilog	1033
	Anhang	
	Verzeichnis der wichtigsten gedruckten Primärquellen zu Hitler	1051
	Bildnachweise	1056
	Abkürzungsverzeichnis	1062
	Stammtafel	1063
	Karten	1064
	Personenregister	1069
	Ortsregister	1082
	Sachregister	1092

Vorwort zur Neuausgabe

Es war sehr befriedigend zu erleben, wie gut die ursprünglich zweibändige Biographie *Hitler. 1889–1936* und *Hitler. 1936–1945*, erschienen 1998 beziehungsweise 2000, aufgenommen wurde, auch die zahlreichen Übersetzungen im Ausland. Eine besondere Freude war die zustimmende Rezeption der Biographie in Deutschland.

Gedacht war sie vor allem als Studie zur Macht, über die Hitler verfügte. Zwei Fragen wollte ich klären. Die erste: Wie war Hitler möglich? Wie konnte ein so exzentrischer Außenseiter in die Lage kommen, die Macht in Deutschland zu ergreifen, in einem modernen, komplexen, wirtschaftlich entwickelten und kulturell fortgeschrittenen Land? Die zweite: Wie konnte Hitler Macht ausüben? Gewiß, er hatte großes demagogisches Geschick, und er verband dies mit einem sicheren Blick für die Schwächen seiner Gegner, die er rücksichtslos auszunutzen verstand. Dennoch, er war ein naiver Autodidakt ohne jede Regierungserfahrung. Von 1933 an hatte er es ja nicht mit nazistischen Schlägern zu tun, sondern mit einem Regierungsapparat und mit Kreisen, die zu regieren gewohnt waren. Wie also gelang es ihm, die etablierten politischen Eliten zu beherrschen und Deutschland in ein hochriskantes, zuletzt katastrophales Spiel um die Herrschaft über Europa ziehen? Wie im Zentrum dieses Hasards ein ebenso furchtbares wie beispielloses Programm des Völkermords in Gang setzen, alle Möglichkeiten, den Konflikt durch Verhandlungen zu beenden, blockieren und, erst als der Erzfeind vor der Türe stand und das Land psychisch und physisch vollends ruiniert war, sich schließlich selbst umbringen?

Ich habe die Antwort auf diese Fragen nur teilweise in der Persönlichkeit dieses befremdlichen Individuums gefunden, das Deutschlands Schicksal zwölf lange Jahre bestimmte. Natürlich spielt die Persönlichkeit eine Rolle für historische Erklärungen. Es wäre töricht, etwas anderes zu behaupten. Und Hitler war, worin sich jene, die ihn bewunderten, enig sind mit denen, die ihn verachteten, eine ganz ungewöhnliche Persönlichkeit. (Allerdings bleiben alle Versuche, so unterschiedlich und zahlreich sie sind, seine seltsame psychische Konstitution aus prägenden Einflüssen und Ursachen zu erklären, Spekulation.) Hitler war nicht austauschbar. Und als eben diese unverwechselbare Person, die er war, hat Hitler wesentliche Entwicklungen entscheidend beeinflußt. Ein Reichskanzler Göring etwa hätte sich in diversen Schlüsselmomenten ganz anders verhalten.

Ohne Hitler, das läßt sich mit Sicherheit sagen, wäre die Geschichte anders verlaufen.

Doch kann Hitlers verhängnisvoller Einfluß durch seine Person alleine nicht erklärt werden. Vor 1918 deutete nichts hin auf eine außergewöhnliche Anziehungskraft seiner Person. Seiner Umgebung erschien er als Sonderling, manchmal als Objekt milder Verachtung oder als lächerliche Figur, keineswegs aber als künftiger nationaler Führer im Wartestand. Von 1919 an änderte sich das grundlegend. Er wurde zum Objekt zunehmender, zuletzt fast grenzenloser Massenverehrung (zugleich zur Haßfigur für seine politischen Gegner). Das allein zeigt schon, daß die Antwort auf das Rätsel seiner Wirkung weniger in Hitlers Persönlichkeit zu finden ist als in den veränderten Umständen der deutschen Gesellschaft. Sie war traumatisiert vom verlorenen Krieg, erschüttert von revolutionären Unruhen, politischer Instabilität, wirtschaftlichem Elend und einer kulturellen Krise. Zu jeder anderen Zeit wäre Hitler gewiß ein Niemand geblieben. Doch unter diesen besonderen historischen Umständen entwickelte sich eine symbiotische Beziehung – eine dynamische, letztlich destruktive Beziehung zwischen dem Individuum einerseits, das in sich die Mission verspürte, die nationale Erniedrigung von 1918 auszulöschen, und einer Gesellschaft andererseits, die mehr und mehr bereit war, seine Führerschaft als entscheidend für ihr zukünftiges Heil zu betrachten; die ihm die Rettung aus der Not und Verzweiflung zutraute, in die sie, wie Millionen Deutsche glaubten, Niederlage, Demokratie und Wirtschaftskrise gebracht hatten.

Hier liegt der Schlüssel, um zu verstehen, wie Hitler die besondere Form seiner Macht erlangen und schließlich ausüben konnte. Um dies auf den Punkt zu bringen, habe ich den Begriff der »charismatischen Autorität« aufgegriffen, den der brillante Soziologe Max Weber entwickelt hat, und zwar bevor man von Hitler, zumindest außerhalb der Münchner Bierhallen, überhaupt etwas wußte. (Weber starb 1920.) Ich habe dieses Webersche Konzept nicht näher ausgeführt, doch für mein Schreiben über Hitler und das Dritte Reich hat es viele Jahre lang eine prominente Rolle gespielt. Es steht, unverkennbar, im Zentrum meiner Studien. »Charismatische Autorität«, wie Weber sie entfaltet hat, basiert nicht vor allem auf herausragenden Eigenschaften eines Individuums. Vielmehr entwickelt sie sich aus der Wahrnehmung einer »Gefolgschaft«, die, in krisenhaften Situationen, einzigartige »heroische« Eigenschaften auf einen ausgewählten Führer projiziert und in diesem persönliche Größe erkennt, die Verkörperung eines »Auftrags« der Rettung. »Charismatische Autorität« ist, wie Weber sie aufgefaßt hat, ihrem Wesen nach labil. Fortgesetztes Versagen oder Mißgeschick

bewirkt ihren Niedergang; und, einmal unter Druck geraten, wird sie »routiniert«, zu einer systematischen Form des Regierens.

Mit dem Begriff der »charismatischen Autorität« schien sich mir ein gangbarer Weg zu öffnen, um beiden Fragen nachzugehen, die ich mir gestellt hatte. Nach meiner Vorstellung erlaubt dieser Begriff, die Beziehung zwischen Hitler und der Massengefolschaft, die seinen Aufstieg prägte, genauer zu erfassen – auf eine Weise freilich und unter Verhältnissen, wie sie Max Weber niemals imaginiert hat. Denn das Bild der »heroischen« Führerschaft war zum Großteil Produkt einer eigens fabrizierten Propaganda. Führerschaft wurde mit der Person Hitler verbunden, indem man präexistierende pseudoreligiöse Erwartungen nationaler Rettung und Erlösung ausnutzte. Unverzichtbar fand ich diesen Begriff auch, als zu untersuchen war, wie Hitlers hoch personalisierte Herrschaft die systematische Regierung und Verwaltung untergraben hat und warum seine Herrschaft unvereinbar war mit dieser. Natürlich sank Hitlers Popularität um die Mitte des Krieges rasch, und seine »charismatische« Macht über Regierung und Gesellschaft schwand jäh. Zu dieser Zeit aber hatte sich Deutschland bereits seit knapp einem Jahrzehnt Hitlers »charismatischer« Beherrschung anvertraut. Jene, die ihre eigene Machtposition Hitlers oberster »Führerautorität« verdankten, stützten diese weiterhin, ob aus Überzeugung oder schlichter Notwendigkeit. Diese Leute waren mit Hitler emporgekommen. Und nun dazu verdammt, mit ihm zu fallen. Er hatte ihnen keinen Ausweg gelassen. Hitlers Autorität innerhalb des Regimes brach erst zusammen, als Deutschland vor der drohenden und totalen Niederlage stand. Solange er lebte, hatte er den einzigen Weg, der aus dem von ihm angezettelten Krieg hätte herausführen können, unüberwindlich blockiert: die Kapitulation.

Ich verband die »charismatische Autorität« mit einem anderen Konzept, um zeigen zu können, wie Hitlers hoch personalisierte Form des Regierens funktionierte. Ich meine das Prinzip des »dem Führer entgegenarbeiten«. Dies wird im Text dargestellt und fungiert als eine Art Leitmotiv der gesamten Biographie. Ich wollte herausarbeiten, wie Hitlers mutmaßliche Ziele dazu dienten, auf den diversen Ebenen des Regimes Initiativen zu entwickeln, zu aktivieren und zu legitimieren. Ob bewußt oder unwissentlich, war dies der Weg, die destruktive Dynamik der NS-Herrschaft weiter voranzutreiben. Ich wollte mit dieser Erklärung nicht behaupten, daß die Menschen in Deutschland sich ununterbrochen gefragt hätten, was Hitler wolle, und dies dann in die Tat umsetzten. Das mochte für das Verhalten einiger, vor allem der Parteigläubigen, mehr oder weniger zutreffen. Viele andere jedoch – Leute, die zum Beispiel ein jüdisches Geschäft boykottierten,

um ein Konkurrenzunternehmen zu schützen, oder einen Nachbarn wegen persönlicher Streitigkeiten bei der Polizei denunzierten – handelten nicht aus ideologischen Motiven. Doch auch sie, in kleinerem Umfang, trugen dazu bei, die ideologischen Ziele zu stützen und zu befördern, für die Hitler stand, und sie förderten damit indirekt auch den Prozeß der Radikalisierung, durch den solche Ziele – hier die »rassische Säuberung« der deutschen Gesellschaft – schrittweise und immer konturierter als kurzfristig zu erreichende und nicht mehr nur als Fernziele in den Blick gerieten.

Aufgrund dieses Zugangs sind die beiden Bände der Biographie notwendigerweise sehr lang geworden. Und darüber hinaus verlangte der Text Ergänzungen. Unbedingt wollte ich die Referenzen zu den umfangreichen dokumentarischen Quellen – Archivmaterialien und gedruckte Primärquellen sowie den ganzen Reichtum der Sekundärliteratur, die ich verwendet habe – vollständig präsentieren. Zum einen, damit andere Forscher diese verfolgen und, wenn nötig, neu bewerten konnten; zum anderen, um Verzerrungen in bestimmten Darstellungen zurechtzurücken und um mit Mythen aufzuräumen, die sich um Hitlers Person gerant hatten. An manchen Stellen wurden die Anmerkungen ihrerseits zu kleineren Exkursen zu Details, die im Text nicht entfaltet werden konnten; manchmal lieferten sie auch zusätzliche Kommentare. So habe ich in *Hybris* längere Anmerkungen eingefügt, die sich bestimmten Interpretationen in der Geschichtsschreibung widmeten oder auch kontroversen Auffassungen zu Hitlers Psychologie. Anmerkungen in *Nemesis* wiederum behandeln die Frage der Authentizität der Hitlerschen Monologe in den *Tischgesprächen* von Anfang 1945 oder die komplexen (manchmal auch widersprüchlichen) Zeugnisse zum Geschehen rund um Hitlers Tod und zur Entdeckung seiner Überreste durch die Sowjets. Alles dies führte dazu, daß die beiden Bände schließlich einen gewaltigen Umfang erreichten. Natürlich sind nicht alle Leser in der Lage, einem Werk dieses Umfangs die nötige Zeit und Energie zu widmen. Und es sind eben auch nicht alle Leser interessiert an einem wissenschaftlichen Apparat.

Nach langer Überlegung entschloß ich mich darum, diese gekürzte Fassung zu erstellen. Und als ich mich daranmachte, kam mir eine Szene des Films *Amadeus* in den Sinn: Der Kaiser läßt Mozart wissen, daß ihm dessen Oper gefalle – nur enthalte sie zu viele Noten. »Zu viele Noten, Majestät?« ruft Mozart empört. »Das sind weder zu viele noch zu wenig. Sondern genau die richtige Anzahl.« Nicht viel anders fühlte auch ich mich angesichts der beiden ursprünglichen Bände. Sie hatten die Form und die Gestalt bekommen, die sie hatten, weil ich sie genau so und nicht anders schreiben wollte. So wurde das

Beschneiden, das zur nun vorliegenden Ausgabe geführt hat – diesem Prozeß fielen über 650 Seiten (mehr als 300 000 Wörter) des Haupttexts und der gesamte wissenschaftliche Apparat zum Opfer –, nichts anderes als schmerzlich. Natürlich geht es einem Historiker gegen den Strich, einen Text ohne Belege und wissenschaftlichen Apparat vorzulegen. Doch tröste ich mich damit, daß Anmerkungen und Apparat allen, die darin nachschlagen wollen, weiterhin zur Verfügung stehen. Die zweibändige Ausgabe bleibt ungekürzt lieferbar. Und der vorliegende Text bleibt dem Originaltext treu, auch wenn er gekürzt wurde. Gestrichen habe ich Stellen, die Kontext lieferten; zahlreiche illustrative Beispiele, viele Zitate habe ich gekürzt oder ganz entfernt. Entfallen sind auch ganze Abschnitte, die das allgemeine gesellschaftliche oder politische Klima, die Rahmen und Umfeld beschreiben, in dem Hitler operierte. In zwei Fällen habe ich Kapitel zusammengeführt. Ansonsten aber habe ich den Aufbau des Buchs nicht verändert, Substanz und Grundaussage blieben vollständig erhalten. Die das Ganze bestimmende Interpretation wollte ich nicht ändern, sah auch keinen Grund dazu. Wenn es denn darum ging, den Umfang des Textes zu reduzieren, warum sollte ich dann noch etwas hinzufügen? Abgesehen von unbedeutenden Änderungen der Formulierung habe ich nur ein oder zwei kleinere Änderungen am früheren Text vorgenommen. Und wenn die ursprünglichen Anmerkungen schon weggefallen waren, gab es auch keinen Grund mehr, die umfangreichen Bibliographien der ursprünglichen Bände zu erhalten. Statt dessen habe ich eine Auswahl der für eine Hitler-Biographie wichtigsten *gedruckten* Primärquellen erstellt, auf die ich mich – ausgenommen einige Veröffentlichungen der allerletzten Zeit – bezogen habe.

Die Liste derer, denen ich in *Hybris* und *Nemesis* Dank zu sagen hatte und sagen wollte, bleibt unverändert. Zusätzlich aber möchte ich denen danken, die zu dieser Ausgabe beigetragen haben: Andrew Wylie, Simon Winder und dem ausgezeichneten Team von Penguin. Mit besonderer Freude möchte ich dem Familienregister, das bislang schon Sophie, Joe und Ella verzeichnet hat, nun auch Olivia hinzufügen. Und ich freue mich, daß ich, wie stets, so auch hier David und Katie, Stephen und Becky danken kann, und nicht zuletzt Betty für ihre Liebe und ihre fortwährende Unterstützung.

Ian Kershaw

Manchester/Sheffield, August 2007

Betrachtungen zu Hitler

Die Diktatur Adolf Hitlers besitzt für das 20. Jahrhundert paradigmatische Bedeutung. Extrem und eindringlich spiegelt sie den »totalen« Anspruch des modernen Staates, eine bisher ungeahnte staatliche Repression und Gewaltanwendung, beispiellose Manipulation der Medien zur Kontrolle und Mobilisierung der Massen, einen unerhörten Zynismus in den internationalen Beziehungen, die Sprengkraft eines überhitzten Nationalismus, die ungeheure zerstörerische Energie der Ideologien »rassischer Überlegenheit« und die äußersten Konsequenzen des Rassismus, begleitet von der pervertierten Anwendung der modernen Technologie und »Sozialtechnik«. Vor allem war die Hitler-Diktatur ein warnendes Fanal, das noch immer hell leuchtet: Sie zeigt, wie eine moderne, fortschrittliche und kultivierte Gesellschaft so rasch in die Barbarei sinken kann, die in einem ideologischen Krieg, räuberischen Eroberungen von kaum vorstellbarer Brutalität und einem Völkermord gipfelte, wie sie die Welt noch nie zuvor gesehen hatte. Die Hitler-Diktatur führte zu einem Kollaps der modernen Zivilisation – zu einer Form des nuklearen Super-GAU in der Gesellschaft. Sie hat gezeigt, wozu wir fähig sind.

Das Jahrhundert, das gewissermaßen mit seinem Namen überschrieben ist, war wesentlich durch Krieg und Völkermord bestimmt – Hitlers charakteristische Merkmale. Was unter Hitler Wirklichkeit wurde, geschah – konnte nur geschehen – in der Gesellschaft eines modernen, kultivierten, technologisch fortschrittlichen und hoch bürokratisierten Landes. Wenige Jahre nachdem Hitler Regierungschef geworden war, steuerte dieses hochentwickelte Land im Herzen Europas auf einen bewaffneten Konflikt zu, der sich als apokalyptischer Völkermord herausstellte und Deutschland und Europa nicht nur durch einen Eisernen Vorhang zerschnitt und buchstäblich in Ruinen legte, sondern auch moralisch verwüstete. Dieser Prozeß ist nach wie vor erklärungsbedürftig. Die Kombination aus einer Führung, die sich einer ideologischen »Mission« der nationalen Wiedergeburt und »rassischen Reinigung« verschrieben hatte, und einer Gesellschaft, die genügend an ihren »Führer« glaubte, um in seinem Sinne ihm und den Zielen, für die er offenbar stand, entgegen zu arbeiten, und einer hochentwickelten Bürokratie, die imstande und willens war, eine höchst inhumane Politik zu planen und umzusetzen, liefert eine erste Erklärung. Wie und warum sich diese Gesellschaft von Hitler mitreißen ließ, bedarf trotz allem einer ausführlichen Untersuchung.

Es wäre bequem, wenn man auf der Suche nach Gründen für das deutsche und europäische Verhängnis nicht über die Person Adolf Hitlers hinausschauen würde, dessen unvorstellbar unmenschliche Vorstellungen acht Jahre, bevor er Reichskanzler wurde, veröffentlicht waren. Doch ungeachtet der primären moralischen Verantwortung Hitlers für das, was unter seinem autoritären Regime geschah, böte eine personalisierte Erklärung nur eine verkürzte Version der Wahrheit. Hitler kann als Musterbeispiel für einen Satz von Karl Marx dienen: »Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber (...) nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen.« Wie weit »vorgefundene, gegebene und überlieferte Umstände«, das heißt, überpersönliche Entwicklungen jenseits der Einflußmöglichkeiten des Individuums, so weitreichend sie auch waren, das Schicksal Deutschlands gestalten; wieviel der Kontingenz, ja dem historischen Zufall anheimgestellt werden kann; was man den Handlungen und Motivationen der außergewöhnlichen Person zuschreibt, die Deutschland in jener Zeit beherrschte: All diese Fragen erfordern eine kritische Prüfung. Alle sind Teil der folgenden Untersuchung. Einfache Antworten verbieten sich von selbst.

Seit Adolf Hitler in den zwanziger Jahren erstmals ins Rampenlicht trat, hat er viele verschiedene und variierende Deutungen erfahren, die häufig in direktem Gegensatz zueinanderstehen. Zum Beispiel wurde er als »ein völlig prinzipienloser Opportunist« gesehen, dessen Herrschaft »bar jeder Idee« gewesen sei, »außer der einen – seine eigene und die Macht der Nation, mit der er sich identifizierte, immer weiter auszudehnen«, dessen »Revolution« nur ein einziges Thema hatte, nämlich das »als Rassenlehre verkleidete von der Herrschaft«, und später aus nichts anderem bestand als »rachsüchtiger Zerstörungswut«. Im Gegensatz dazu hat man Hitler als einen Fanatiker porträtiert, der ein im voraus geplantes und determiniertes ideologisches Programm verfolgte. Es gab Versuche, ihn als Inbegriff des politischen Schwindlers zu sehen, der das deutsche Volk hypnotisierte und verhexte, es in die Irre und die Katastrophe führte, oder ihn zu »dämonisieren«, das heißt, in eine mystische, unerklärliche Figur des deutschen Schicksals zu verwandeln. Albert Speer, zunächst Hitlers Architekt, dann Reichsminister für Bewaffnung und Munition, der dem Diktator im Dritten Reich lange Zeit näherstand als jeder andere, beschrieb ihn kurz nach Kriegsende als eine »dämonische Gestalt«, als »eines jener unerklärlichen geschichtlichen Phänomene, die nur in großen Abständen von der Menschheit hervorgebracht werden«. Hitlers »Person entschied das Schicksal der Nation«. Eine derartige Sichtweise läuft Gefahr, die Geschehnisse in Deutschland zwischen 1933 und 1945 zu

mystifizieren und die Ursache der deutschen und europäischen Katastrophe auf die willkürliche Laune einer dämonischen Persönlichkeit zu reduzieren, das Unheil wird ausschließlich mit den Handlungen eines außergewöhnlichen Individuums erklärt, und komplexe Vorgänge sind nur noch der Ausdruck von Hitlers Willen.

Ein konträrer Standpunkt, der nur so lange galt, wie er Teil einer Staatsideologie war, und daher in dem Moment verschwand, als der sowjetische Block zusammenbrach, leugnete jeglichen wichtigen Einfluß der Persönlichkeit pauschal und wertete Hitler auf die Rolle eines Handlangers für den Kapitalismus ab, der wie eine Marionette den Interessen der Wirtschaft diene.

Manche Darstellung hat überhaupt jede Schwierigkeit bei der Erklärung des Phänomens Hitler beiseite gewischt oder Probleme schlicht und einfach ausgeschlossen. Ein weiterer Ansatz bestand darin, die Person Hitler ins Lächerliche zu ziehen, denn wer ihn bloß als »Verrückten« oder »vollkommen Wahnsinnigen« beschreibt, umgeht die Notwendigkeit einer Erklärung – obwohl damit natürlich die Schlüsselfrage offenbleibt: Warum sollte eine Gesellschaft bereit sein, einem Menschen in den Abgrund zu folgen, der geistig gestört, ein »pathologischer« Fall war?

Weit komplexere Deutungsansätze haben sich über die Frage gestritten, inwieweit Hitler tatsächlich der »Herr im Dritten Reich« war oder sogar als ein »in mancher Hinsicht (...) schwacher Diktator« beschrieben werden kann. Hat er wirklich die »totale«, uneingeschränkte und alleinige Macht ausgeübt? Oder beruhte sein Regime auf einer hydraähnlichen »Polykratie« von Machtstrukturen, als deren unverzichtbare und zugleich auf diese Rolle beschränkte Schaltzentrale Hitler fungierte, kraft seiner unbestreitbaren Popularität und des ihn umgebenden Kultes, wobei er der Propagandist blieb, der er immer gewesen war, der Gelegenheiten nutzte, sobald sie sich boten, ohne ein Programm, einen Plan oder eine Absicht zu haben?

Die auseinandergelassenen Meinungen zu Hitler waren nie allein abseitigen, akademischen Debatten vorbehalten. Sie weisen über die Wissenschaft hinaus und haben weiterreichende Implikationen. Als Hitler wie ein Gegenbild zu Lenin und Stalin dargestellt wurde, ein Führer, dessen paranoische Angst vor dem bolschewistischen Terror, dem »Klassenmord«, ihn motivierte, den »Rassenmord« zu verüben, lagen die Implikationen auf der Hand. Hitler war böse, zweifellos, aber nicht so böse wie Stalin. Hitler war die Kopie, Stalin das Original. Die untergründige Ursache des nationalsozialistischen »Rassenmords« sei der sowjetische »Klassenmord« gewesen.

Ähnlich weitreichende Folgen hatte es, als man sich einmal nicht auf die Verbrechen gegen die Menschlichkeit konzentrierte, für die Hitler die Verantwortung trägt, und sein Einwirken auf die Umgestaltung der deutschen Gesellschaft in den Blick nahm. Dieser Hitler interessierte sich für soziale Mobilität, bessere Wohnungen für die Arbeiter, die Modernisierung der Industrie, die Einrichtung eines Wohlfahrtsstaates und dafür, mit den reaktionären Privilegien der Vergangenheit aufzuräumen, insgesamt also für eine bessere, zeitgemäßere, weniger von Klassegegensätzen beherrschte deutsche Gesellschaft, wie brutal die Methoden auch sein mochten. Dieser Hitler war trotz seiner Dämonisierung der Juden und seines Vabanquespiels um die Weltmacht »ein Politiker, dessen Denken und Handeln wesentlich rationaler war, als bislang angenommen«. Aus dieser Perspektive konnte man Hitler als böse ansehen – zugleich hatte er für die deutsche Gesellschaft Gutes im Sinn oder zumindest Absichten, die in einem positiven Licht gesehen werden konnten.

Solche Revisionen waren nicht als Apologien gedacht. Der Vergleich der Verbrechen des Nationalsozialismus mit denen des Stalinismus gegen die Menschlichkeit zielte, wie verzerrt der Ansatz auch war, darauf, die furchtbare Grausamkeit des ideologischen Konflikts im Europa der Zwischenkriegszeit und die motivierenden Kräfte hinter dem deutschen Völkermord zu erhellen. Die Schilderung von Hitler als einem Sozialrevolutionär versuchte auf vielleicht etwas irri-ge Weise zu erklären, warum er während einer Gesellschaftskrise in Deutschland ein so breites Echo gefunden hatte. Dennoch ist leicht zu erkennen, daß beide Ansätze, wie unbewußt auch immer, einer möglichen Rehabilitation Hitlers den Weg bahnen, bei der er allmählich trotz der mit seinem Namen verbundenen Verbrechen gegen die Menschlichkeit als der »große Führer« des 20. Jahrhunderts gelten würde, einer, der, wenn er vor dem Zweiten Weltkrieg gestorben wäre, einen Platz im Pantheon der deutschen Geschichte einnähme.

Die Frage nach »geschichtlicher Größe« stellte sich stets implizit in der konventionellen biographischen Literatur – das ist besonders eine deutsche Tradition. Eine Figur wie Hitler, dessen persönliche Eigenschaften – im Unterschied zu seiner politischen Aura und Wirkung – kaum vorbildlich, erhebend oder bereichernd waren, stellte eine derartige Tradition natürlich vor Probleme. Einen Ausweg bot die Andeutung, daß Hitler eine Art »negativer Größe« besitze; zwar fehlten ihm die charakterlichen Vorzüge und andere Eigenschaften, die gemeinhin zur »Größe« historischer Gestalten beitragen, aber seine Wirkung auf die Geschichte sei unstrittig, wenn auch von katastrophalen Ausmaßen gewesen. Die »negative Größe« kann auch tragische Züge tragen – ungeheure Bemühungen

und erstaunliche Leistungen wurden zunichte gemacht und die nationale Größe in eine nationale Katastrophe verwandelt.

Es erscheint besser, die Frage der »Größe« ganz zu meiden (außer wenn man verstehen will, warum so viele Zeitgenossen die »Größe« in Hitler erkannten). Sie führt uns auf eine falsche Fährte, da sie mißverständlich, sinnlos, unwichtig und potentiell apologetisch ist. Sie ist mißverständlich, weil sie wie alle Theorien von »großen Männern« gar nicht anders kann, als den historischen Prozeß auf extreme Weise aus der Perspektive einer Person zu betrachten. Sie ist sinnlos, weil die ganze Vorstellung von »geschichtlicher Größe« in letzter Konsequenz keinen Nutzen bringt, denn da sie auf einem subjektiven Geflecht moralischer und sogar ästhetischer Urteile beruht, ist sie eine philosophisch-ethische Kategorie, die nicht weiterführt. Sie ist unwichtig, denn die Antwort würde, unabhängig davon, ob wir die Frage nach Hitlers vermeintlicher »Größe« bejahen oder verneinen, die furchtbare Geschichte des Dritten Reiches keineswegs erklären. Und sie ist potentiell apologetisch, weil allein die Fragestellung eine gewisse widerwillige Bewunderung für Hitler – welche Fehler er auch gemacht hat – offenbart und weil die Suche nach »Größe« bei Hitler fast automatisch mit sich bringt, daß man die Wirkung von denjenigen, die seine Herrschaft unmittelbar förderten, jene Kräfte, die sie stützten, und das deutsche Volk selbst, das der Diktatur so großen Rückhalt gab, zu bloßen Statisten des »großen Mannes« macht.

Statt mit dem Problem der »geschichtlichen Größe« sollten wir uns mit einer anderen, weit wichtigeren Frage befassen. Wie erklären wir, daß ein Mensch mit so geringen geistigen Gaben und sozialen Fähigkeiten, der außerhalb seines politischen Lebens wenig mehr als ein herrenlos auf den Wellen treibendes Boot war, unnahbar und undurchdringlich selbst für seine unmittelbare Umgebung, der offenbar zu echter Freundschaft nicht fähig war und ohne den Hintergrund aufwuchs, der einen zu hohen Ämtern befähigt, und sogar ohne jede Regierungserfahrung das Amt des Reichskanzlers antrat, wie konnte ein solcher Mann eine so gewaltige historische Wirkung entfalten, daß die ganze Welt den Atem anhielt?

Vielleicht ist die Frage zumindest teilweise falsch gestellt. Denn erstens war Hitler sicherlich ein Mann mit Scharfsinn, der sich auf sein ungeheuer gutes Gedächtnis verlassen konnte. Mit seiner raschen Auffassungsgabe gelang es ihm nicht nur, seine Entourage zu beeindrucken, was man erwarten würde, sondern auch kühle, kritische und erfahrene Staatsmänner und Diplomaten. Die rhetorische Begabung fand natürlich auch die Anerkennung seiner politischen Gegner. Schließlich ist er bestimmt nicht der einzige unter den Staatsoberhäuptern im 20. Jahrhundert, der nach außen sichtbare Charakterschwächen und niedriges

geistiges Niveau mit bemerkenswertem politischen Geschick und entsprechender Wirksamkeit kombinierte. Es gilt auch die Falle zu vermeiden, in welche die meisten seiner Zeitgenossen gingen, die Hitlers Fähigkeiten sträflich unterschätzten.

Überdies sind neben Hitler auch andere Männer nach bescheidenen Anfängen in hohe Ämter gelangt. Aber wenn sein Aufstieg aus völliger Namenlosigkeit auch nicht ganz einzigartig ist, bleibt das Problem, das Hitler uns stellt, bestehen. Ein Grund ist die Substanzlosigkeit der Privatperson des Diktators. Er war, wie häufig gesagt wurde, fast schon eine »Unperson«. In diesem Urteil schwingt vielleicht Herablassung mit, eine Bereitschaft, auf den vulgären, ungebildeten Emporkömmling herabzuschauen, dem eine abgerundete Persönlichkeit fehlte, den Außenseiter, der über alles und jedes unter der Sonne unreflektierte Meinungen von sich gab, den unkultivierten, selbsternannten Kulturrichter. Zum Teil beruht dieses schwarze Loch des Privatmanns Hitler auf seiner Verschwiegenheit – nicht zuletzt in bezug auf sein persönliches Leben, seine Herkunft und seine Familie. Die Heimlichtuerei und die Distanz gehörten zu seinen Charaktereigenschaften und trafen gleichermaßen auf sein politisches Verhalten zu; sie waren auch politisch bedeutsam, als Komponenten der Aura von der »heroischen« Führung, deren Aufbau er bewußt förderte, um das seine Person umgebende Mysterium zu verstärken. Nach Abzug aller Vorbehalte bleibt die Tatsache, daß Hitlers Leben außerhalb der Politik weitgehend ereignislos war.

Die Biographie einer »Unperson«, der eine persönliche Existenz oder Geschichte außerhalb der politischen Ereignisse, an denen sie beteiligt ist, fast völlig fehlt, stößt natürlich an ihre Grenzen. Doch die Nachteile existieren nur so lange, wie man annimmt, das Privatleben sei entscheidend für das öffentliche Leben. Eine derartige Annahme wäre ein Fehler. Für Hitler gab es kein »Privatleben«. Natürlich konnte er seine Filme, den täglichen Spaziergang zum Teehaus am »Berghof«, seine Zeit im alpinen Idyll weit weg von den Berliner Ministerien genießen. Doch das waren leere Rituale. Für ihn gab es keinen Rückzug in eine Sphäre außerhalb der Politik, eine tiefere Existenz, die seine öffentliche reflexartig bedingt hätte. Nicht, daß sein »Privatleben« Teil seines öffentlichen Gesichts wurde; im Gegenteil: Es blieb so geheim, daß das deutsche Volk erst von Eva Brauns Existenz erfuhr, als das Dritte Reich schon in Trümmern lag. Eher hat Hitler die öffentliche Sphäre »privatisiert«. »Privat« und »öffentlich« verschmolzen zu einer unzertrennlichen Einheit. Hitlers ganzes Wesen ging in der Rolle auf, die er perfekt spielte: die Rolle des »Führers«.

Die Aufgabe des Biographen wird nun deutlicher. Sie besteht nicht in der

Konzentration auf Hitlers Persönlichkeit, sondern in der Fokussierung auf das Wesen seiner Macht – der Macht des Führers.

Diese Macht leitete sich nur teilweise von Hitler selbst ab. In größerem Maße war sie ein Produkt der Gesellschaft – ein Ergebnis der gesellschaftlichen Erwartungen und Motivationen, die Hitlers Anhänger auf ihn übertrugen. Das heißt nicht, daß Hitlers eigene Handlungen im Kontext seiner sich erweiternden Macht nicht in Schlüsselmomenten von höchster Wichtigkeit waren. Doch die Wirkung seiner Macht darf weitgehend nicht in bestimmten Persönlichkeitsmerkmalen, sondern muß in seiner Rolle als »Führer« gesehen werden – eine Rolle, die nur möglich wurde durch andere, die Hitler unterschätzten, Fehler begingen, Schwächen hatten und mit ihm kollaborierten. Zur Erklärung dieser Macht müssen wir daher in erster Linie auf die anderen und nicht auf Hitler selbst schauen.

Hitlers Macht war von außergewöhnlichem Zuschnitt. Außer in einem höchst formalen Sinne stützte er seinen Machtanspruch nicht auf die Stellung als Parteiführer oder eine andere Funktion, vielmehr leitete er ihn aus dem ab, was er als seine historische »Mission« zur »Rettung« Deutschlands ansah. Hitlers Macht war, anders ausgedrückt, charismatischer, nicht institutioneller Natur. Sie hing von der Bereitschaft der anderen ab, in ihm »heroische« Fähigkeiten zu erkennen. Und sie erkannten diese Fähigkeiten – vielleicht sogar, bevor er selbst an sie zu glauben begann.

Einer der brilliantesten zeitgenössischen Analytiker des NS-Phänomens, Franz Neumann, notierte 1942: »Charismatische Herrschaft ist lange Zeit vernachlässigt und lächerlich gemacht worden, hat aber offenbar weit zurückreichende Wurzeln und wird, wenn die geeigneten psychologischen und sozialen Bedingungen erst einmal vorhanden sind, zu einer machtvollen Antriebskraft. Die charismatische Macht des Führers ist kein bloßes Trugbild – niemand kann bezweifeln, daß Millionen an sie glauben.«

Man sollte Hitlers eigenen Beitrag zur Erweiterung dieser Macht und der daraus resultierenden Konsequenzen nicht unterschätzen. Eine kurze kontrafaktische Betrachtung mag dies unterstreichen. Gesetzt den Fall, wir fragen, ob ein terroristischer Polizeistaat, wie er unter Himmler und der SS entstand, ohne Hitler als Staatsoberhaupt errichtet worden wäre. Hätte Deutschland unter einem anderen, sagen wir ruhig einem autoritären, Führer Ende der dreißiger Jahre einen allgemeinen europäischen Krieg angezettelt? Und hätte die staatliche Diskriminierung der Juden (die mit ziemlicher Sicherheit stattgefunden hätte) unter einem anderen Staatsoberhaupt in einen totalen Völkermord gemündet? Gewiß

kann die Antwort auf jede dieser Fragen nur »nein« lauten oder mindestens »sehr unwahrscheinlich«. Wie die äußeren Umstände und überpersönlichen Faktoren auch gewesen wären, Hitler war nicht austauschbar.

Die in hohem Maße personalisierte Macht, die Hitler ausübte, machte sogar auf kluge und intelligente Menschen – Kirchenmänner, Intellektuelle, ausländische Diplomaten, hochrangige Besucher – großen Eindruck. Die meisten hätten sich nicht von den gleichen Gedanken fesseln lassen, die er vor einer heiseren Menschenmenge in einem Münchner Bierkeller zum Ausdruck brachte. Doch mit der Autorität des Reichskanzlers im Rücken, unterstützt von den bewundernden Massen, umgeben von den Insignien der Macht, eingehüllt in die Aura von der »großen Führerschaft«, nach außen getragen von der Propaganda, überraschte es kaum, daß, neben den völlig Naiven und Leichtgläubigen auch andere ihn beeindruckend fanden. Seine Macht war der Grund, warum die Untergebenen – niedere NS-Führer, sein persönliches Gefolge, Parteileiter aus der Provinz – sklavisch an seinen Lippen hingen, bevor sie, als diese Macht im April 1945 am Ende war, wie die sprichwörtlichen Ratten das sinkende Schiff verließen. Die Mystik der Macht erklärt sicher auch, warum so viele Frauen (besonders diejenigen, die viel jünger waren als er) Hitler, dessen Person uns als das Gegenteil erotischer Ausstrahlung erscheint, von ihm angezogen wurden und warum einige seinetwegen Selbstmordversuche unternahmen.

Eine Geschichte Hitlers muß daher eine Geschichte seiner Macht sein – wie er sie errang, welcher Art sie war, wie er sie ausübte, warum er sie erweitern konnte, bis sie alle institutionellen Schranken sprengte, warum der Widerstand gegen diese Macht so schwach war. Doch diese Fragen richten sich an die deutsche Gesellschaft, nicht nur an Hitler.

Es ist nicht nötig, den Beitrag des Charakters zur Erringung und Ausübung der Macht herunterzuspielen. Zielstrebigkeit, Inflexibilität, Rücksichtslosigkeit, wenn es darum ging, Hindernisse aus dem Weg zu räumen, zynisches Geschick, der »Alles-oder-nichts«-Instinkt des Spielers für das höchste Risiko: Jedes dieser Merkmale formte das Wesen seiner Macht, und in dem übergreifenden Element von Hitlers innerem Drang, seiner grenzenlosen Ego manie, kamen sie dann zusammen. Die Macht war Hitlers Elixier. Für einen so narzißtischen Menschen wie ihn bot sie ihm einen Sinn nach der ziellosen Jugend, einen Ausgleich für all die tiefempfundenen Rückschläge der ersten Lebenshälfte – die Ablehnung als Künstler, der soziale Bankrott, der ihn ins Wiener Obdachlosen asyl führte, der Zusammenbruch seiner Welt durch Niederlage und Revolution im Jahr 1918. Die Macht zehrte ihn auf. Wie es ein Beobachter schon 1940, noch vor dem Triumph

über Frankreich, scharfsinnig ausdrückte: »Hitler ist der potentielle Selbstmörder par excellence. Er hat keine Bindungen außer an sein Ego (...). Er ist in der privilegierten Position eines Mannes, der nichts liebt außer sich selbst. (...) Also kann er alles wagen, um seine Macht zu erhalten oder zu vergrößern, (...) die allein zwischen ihm und dem raschen Tod liegt.«

Die Sucht nach persönlicher Macht von solchen Ausmaßen schloß auch ein unersättliches Verlangen nach territorialen Eroberungen ein, das – mit wenig Aussicht auf Erfolg – zu einem schrankenlosen Spiel um das Machtmonopol auf dem europäischen Festland und später in der Welt wurde. Das unbeirrte Streben nach immer größerer Machtfülle duldeten keinen Rückschritt, keine Beschränkung, keine Grenzen. Ferner war es davon abhängig, daß er weiterhin die sogenannten »großen Erfolge« feierte. Da es dem fortschreitenden Größenwahnsinn Hitlers an jeglicher Grenze fehlte, enthielt er unweigerlich zerstörerische Elemente, die das Ende des Regimes ankündigten. In Hitlers Selbstmord-Neigungen fand dies seine Entsprechung.

Obwohl die Macht für Hitler die verzehrende Leidenschaft war, blieb sie kein Selbstzweck. Hitler war nicht nur ein Propagandist, Manipulator, Mobilisierer. Er war alles in einer Person. Doch er war auch Ideologe und vertrat unerschütterliche Überzeugungen – er war der radikalste unter den Radikalen als Exponent einer, so abstoßend dies für uns auch ist, in sich geschlossenen »Weltanschauung«, die ihre Stoßkraft und Stärke aus der Kombination weniger grundlegender Ideen bezog, die er in die Vorstellung von der Menschheitsgeschichte als der »Geschichte von Rassenkämpfen« integrierte. Seine Weltanschauung bot Hitler eine abgerundete Erklärung für die Übel in Deutschland und der Welt und eine Lösung, wie er Abhilfe schaffen könne. An der Weltanschauung hielt er von den frühen zwanziger Jahren bis zum Tod im Bunker unbeirrbar fest. Sie lief auf eine utopische Vision von der nationalen »Erlösung« hinaus, nicht auf ein Programm mittelfristig anzustrebender politischer Ziele. Aber die Weltanschauung nahm nicht nur alle unterschiedlichen Stränge der nationalsozialistischen Idee in sich auf; verbunden mit Hitlers rhetorischen Fähigkeiten führte sie rasch dazu, daß er in bezug auf die Parteidoktrin praktisch unangreifbar wurde.

Hitlers ideologische Ziele, seine Handlungen und sein persönlicher Beitrag zur Gestaltung der Ereignisse müssen also sehr genau betrachtet werden. Doch sie erklären bei weitem nicht alles. Was Hitler nicht selbst getan, nicht veranlaßt hat, was dennoch durch die Initiativen anderer in Gang kam, ist genauso wichtig wie die Handlungen des Diktators, will man die verhängnisvolle »kumulative Radikalisierung« des Regimes verstehen.

Ein Ansatz, der mehr auf die Erwartungen und Motivationen der deutschen Gesellschaft schaut als auf Hitlers Persönlichkeit, um die ungeheure Wirkung des Diktators zu erklären, bietet die Möglichkeit, die Ausweitung seiner Macht durch die innere Dynamik des Regimes und die Kräfte, die er freigesetzt hat, zu erforschen. Diesen Blick auf Hitler umschreibt die Maxime, die ein Staatssekretär im Reichsernährungsministerium 1934 formulierte, und sie liefert damit ein Leitmotiv für die Biographie insgesamt: Es sei die Pflicht jeder Person im Dritten Reich, »zu versuchen, im Sinne des Führers ihm entgegenzuarbeiten«, ohne auf Anweisung von oben zu warten. In die Tat umgesetzt, war diese Maxime eine der Antriebskräfte des Dritten Reiches, denn sie konnte Hitlers nur lose geknüpftes Netz ideologischer Zielsetzungen in Initiativen überführen, die auf die Erfüllung der visionären Ziele des Diktators hinarbeiteten. Natürlich war Hitlers Autorität der ausschlaggebende Faktor. Doch die Initiativen, die er guthieß, gingen viel häufiger von anderen aus.

Hitler war kein Tyrann, der Deutschland aufgezwungen wurde. Obwohl er bei freien Wahlen nie die absolute Mehrheit der Stimmen errang, war er genauso legal wie seine Vorgänger zum Reichskanzler ernannt worden und wurde zwischen 1933 und 1940 zum unbestritten beliebtesten Staatsoberhaupt auf der Welt. Wer das verstehen will, muß offenbar unversöhnliche Gegensätze miteinander versöhnen: die personalisierte biographische Methode und die ihr entgegengesetzten Verfahren zum Studium der Gesellschaftsgeschichte und der Strukturen der politischen Herrschaft. Hitlers Wirkung ist nur zu erfassen durch die Epoche, die ihn schuf und die von ihm zerstört wurde. Eine Deutung muß nicht nur Hitlers ideologische Ziele, seine Handlungen und seinen persönlichen Beitrag zur Gestaltung der Ereignisse berücksichtigen, sondern diese zugleich im Rahmen der gesellschaftlichen Kräfte und politischen Strukturen betrachten, die das Wachstum eines zunehmend von personalisierter, absoluter Macht abhängigen Systems gestatteten, gestalteten und förderten, und alles im Kontext der katastrophalen Konsequenzen darstellen.

Der Angriff der Nationalsozialisten auf die Wurzeln der Zivilisation hat das 20. Jahrhundert entscheidend geprägt. Hitler war das Epizentrum dieses Angriffs. Doch er war dessen wichtigster Exponent, nicht seine primäre Ursache.

Phantasien und Fehlschläge

I

Der erste von zahlreichen Glücksfällen, die das Leben Adolf Hitlers bestimmten, ereignete sich bereits 13 Jahre vor seiner Geburt. 1876 ließ der Mann, der sein Vater wurde, eine Namensänderung vornehmen und hieß fortan nicht mehr Alois Schicklgruber, sondern Alois Hitler. Durchaus glaubhaft wirkt Adolf Hitlers Aussage, keine der Handlungen des Vaters habe ihm so sehr gefallen wie die Aufgabe des derb bäuerlichen Namens Schicklgruber. »Heil Schicklgruber« wäre als Gruß für einen »Nationalhelden« kaum denkbar gewesen.

Seit Generationen lebten die Schicklgrubers als Kleinbauern im Waldviertel am nordwestlichsten Zipfel Niederösterreichs. Die Bewohner der malerischen, doch armen, hügeligen und bewaldeten Gegend an der Grenze zu Böhmen genossen den Ruf mürrischer, nüchterner und abweisender Zeitgenossen. Hitlers Vater Alois wurde am 7. Juni 1837 als nichtehelicher Sohn der Maria Anna Schicklgruber in Strones geboren. Seine Mutter war 41 Jahre alt und Tochter des Johann Schicklgruber, eines armen Kleinbauern. Am gleichen Tag empfing Hitlers Vater im nahe gelegenen Döllersheim die Taufe auf den Namen Aloys Schicklgruber.

Hitlers Vater war der erste Aufsteiger der Familie. Im Alter von knapp 19 Jahren hatte Alois 1855 eine bescheidene Stufe in der Hierarchie der österreichischen Finanzwache erklommen. Für einen jungen Mann seiner Herkunft und mit so beschränktem Bildungsgrad war der berufliche Werdegang in den folgenden Jahren beeindruckend. Nach Abschluß der Ausbildung und der notwendigen Examina übernahm er 1861 eine leitende Funktion auf unterer Ebene, wurde 1864 provisorischer Amtsassistent in der Zollbehörde und 1870 Nebenzollnehmer, bevor er im folgenden Jahr in Braunau am Inn als Kontrollassistent zum Einsatz kam und ab 1875 als Zollamtsoffizial tätig war.

Ein Jahr später ließ er die Namensänderung vornehmen. Der Aufsteiger Alois mag die weniger bäuerliche Form »Hitler« vorgezogen haben (eine Spielart des Namens »Hiedler«, auch wiedergegeben als Hietler«, »Hüttler«, »Hütler«, was so viel heißt wie »Kleinbauer«, des Familiennamens von Johann Georg Hiedler, der Alois' Mutter später geheiratet und die Vaterschaft anscheinend anerkannt

hatte). Alois war allem Anschein nach mit seinem neuen Namen zufrieden, und nach der endgültigen Autorisierung im Januar 1877 unterzeichnete er stets mit »Alois Hitler«. Auch dem Sohn gefiel die deutlichere Form »Hitler«.

Klara Pözl, die künftige Mutter Adolf Hitlers, war die älteste unter den von elf Kindern überlebenden drei Töchtern – die beiden anderen hießen Johanna und Theresia – aus der Ehe zwischen Johanna Hüttler, der ältesten Tochter von Johann Nepomuk Hüttler, und Johann Baptist Pözl, einem weiteren Kleinbauern in Spital. Klara wuchs auf einem Hof neben dem des Großvaters Nepomuk auf. Nach dem Tode seines Bruders Johann Georg Hiedler hatte Nepomuk rechtskräftig Alois Schicklgruber adoptiert. Klaras Mutter, Johanna, und Klaras Tante Walburga waren gemeinsam mit Alois in Nepomuks Haus aufgezogen worden. Offiziell, nach der Namensänderung und Legitimierung im Jahre 1876, waren Alois Hitler und Klara Pözl also Vetter und Kusine zweiten Grades. Im Alter von 16 Jahren verließ Klara Pözl in ebendiesem Jahr 1876 den Hof der Familie in Spital und zog nach Braunau am Inn, um als Magd im Haushalt von Alois Hitler zu dienen.

Zu dem Zeitpunkt lebte Alois als angesehener Zollamtsoffizial in Braunau. Die persönlichen Angelegenheiten hatte er nicht so gut geordnet wie sein Berufsleben. Er war insgesamt dreimal verheiratet, zunächst mit einer viel älteren Frau, Anna Glasserl, von der er sich 1880 trennte, dann mit Frauen, die seine Töchter hätten sein können. Aus einer vorehelichen Beziehung und den beiden letzten Ehen gingen neun Nachkommen hervor, von denen vier im Kleinkindalter starben. Das Privatleben verlief überdurchschnittlich turbulent – wenigstens für einen Zollbeamten in der Provinz. Als seine zweite Frau, Franziska (Fanni) Matzelberger, im August 1884 mit nur 23 Jahren an Tuberkulose starb, waren ihre beiden Kinder, Alois und Angela, noch klein. Während ihrer Krankheit hatte man Fanni an einen Ort mit gesunder Luft außerhalb Braunaus gebracht. Für die Betreuung der beiden Kleinkinder wandte sich Alois sofort an Klara und holte sie nach Braunau zurück. Fanni war kaum tot, da wurde Klara schwanger. Weil sie Vetter und Kusine zweiten Grades waren, durften Alois und Klara nur mit kirchlichem Dispens heiraten. Nach einer Wartezeit von vier Monaten, während der Klaras Zustand um so deutlicher zutage trat, traf die Genehmigung aus Rom schließlich Ende 1884 ein, und am 7. Januar 1885 wurde das Paar getraut. Die Hochzeitszeremonie fand um sechs Uhr morgens statt. Nach einer förmlichen Feier ging Alois wieder seiner Arbeit im Zollamt nach.

Das erste Kind aus Alois' dritter Ehe, Gustav, kam im Mai 1885 auf die Welt, im September des nächsten Jahres gefolgt von einem zweiten Kind, Ida, und

unmittelbar danach von einem weiteren Sohn, Otto, der wenige Tage nach der Geburt verstarb. Den nächsten Schlag erhielt Klara, als ihre beiden Kinder Gustav und Ida sich mit Diphtherie infizierten und innerhalb weniger Wochen im Dezember 1887 und Januar 1888 verstarben. Im Sommer 1888 war Klara wieder schwanger. Am 20. April 1889, einem bewölkten und kühlen Karsamstag, brachte sie um halb sieben Uhr abends zu Hause im »Gasthof zum Pommer«, Vorstadt Nr. 219, ihr viertes Kind zur Welt, das erste, das überlebte: Sie nannten den Jungen Adolf.

Die historischen Belege aus Adolf Hitlers frühen Jahren sind spärlich. Der eigene Bericht in »Mein Kampf« ist unzuverlässig und einseitig. Die nach dem Krieg bekanntgewordenen Erinnerungen von Familienmitgliedern und Bekannten erfordern eine kritische Prüfung, zum Teil sind sie ebenso fragwürdig wie die Bemühungen während des Dritten Reiches, die Kindheit des künftigen »Führers« zu verherrlichen. Im Hinblick auf die für Psychologen und »Psycho-Historiker« wichtigen prägenden Jahre muß man sich mit der Tatsache abfinden, daß es nur wenige Anhaltspunkte gibt, die über reine Vermutungen hinausweisen.

Zum Zeitpunkt von Adolfs Geburt war Alois ein bescheiden situierter Mann mit solidem Einkommen, das um einiges höher lag als das eines Volksschulrektors. Neben Alois und Klara sowie den beiden Kindern aus Alois' zweiter Ehe, Alois junior (bevor er 1896 das Haus verließ) und Angela, Adolf und dem jüngeren Bruder Edmund (1894 geboren, 1900 verstorben) sowie der 1896 geborenen Schwester Paula umfaßte der Haushalt noch Rosalia Schichtl, die als Köchin und Magd arbeitete. Auch Adolfs Tante Johanna lebte im Haus, eine der jüngeren Schwestern der Mutter, eine übellaunige, bucklige Frau, die Adolf jedoch sehr mochte und Klara eine gute Hilfe war. Materiell gesehen führte die Familie Hitler dann eine gesicherte Mittelstandsexistenz.

Gleichwohl verlief das Familienleben nicht harmonisch und glücklich. Alois Hitler war der Inbegriff eines provinziellen Beamten – ein Wichtigtuer, stolz auf seinen Status, streng, humorlos, sparsam, überpünktlich und pflichtbewußt. In der Gemeinde genoß er Respekt. Aber sein Mißmut konnte sich ganz unvermittelt in Wutausbrüchen entladen. Zu Hause trat er als autoritärer, anmaßender, herrschsüchtiger Ehemann und als strenger, distanzierter, gebieterischer und oft reizbarer Vater in Erscheinung. Noch lange nach der Eheschließung behielt Klara die Gewohnheit bei, ihn »Onkel« zu nennen. Und selbst nach seinem Tod bewahrte sie in der Küche einen Pfeifenständer auf und verwies, wenn die Rede auf ihn kam, darauf, als wolle sie seine Autorität anrufen.

Mochte der Vater den Kindern auch keine Zuwendung bieten, die Mutter schenkte sie ihnen um so mehr. Jahrzehnte später beschrieb der jüdische Hausarzt der Familie Hitler, Eduard Bloch, nachdem er das nationalsozialistische Deutschland hatte verlassen müssen, Klara Hitler als »eine einfache, bescheidene, liebenswürdige Frau«. »Sie war groß, hatte bräunliches Haar, das sie in sauber geflochtenen Zöpfen trug, und ein langes, ovales Gesicht mit wunderschön ausdrucksstarken graublauen Augen.«

Dem Wesen nach war sie fügsam, zurückhaltend und schweigsam, eine gottesfürchtige Kirchgängerin, mit der täglichen Arbeit im Haushalt beschäftigt, vor allem lag ihr die Fürsorge der Kinder und Stiefkinder am Herzen. Der Tod der ersten drei Kinder im Kleinkindalter innerhalb weniger Wochen in den Jahren 1887/1888 sowie der Tod des fünften Kindes, Edmund, der 1900 noch nicht sechs Jahre alt war, das alles muß für sie ein schwerer Schlag gewesen sein. Das Zusammenleben mit einem jähzornigen, gefühllosen und herrischen Mann dürfte ihren Kummer noch verstärkt haben. Es überrascht nicht, daß sie auf andere den Eindruck einer betäubten, sorgenvollen Frau machte. Auch ist es kein Wunder, wenn sie die beiden überlebenden Kinder, Adolf und Paula, mit fürsorglicher Liebe und Hingabe beschenkte. Umgekehrt hegten die Stiefkinder und Kinder, insbesondere Adolf, tiefempfundene Liebe und Zuneigung für Klara. »Äußerlich war die Liebe zur Mutter sein auffälligstes Merkmal«, schrieb Dr. Bloch später. »Obwohl er kein ›Muttersöhnchen‹ im gewöhnlichen Sinne war, habe ich niemals eine innigere Zuneigung gesehen.« An einer der seltenen Stellen in »Mein Kampf«, die menschliche Gefühlsregungen offenbaren, schrieb Hitler: »Ich hatte den Vater verehrt, die Mutter jedoch geliebt.« Er trug ihr Bild stets bei sich, auch in den letzten Tagen im Bunker. Klaras Porträt stand in München, Berlin und im Berchtesgadener »Berghof« auf dem Obersalzberg in seinem Zimmer. Möglicherweise war die Mutter die einzige Person, die Adolf Hitler in seinem ganzen Leben aufrichtig geliebt hat.

Die ersten Jahre stand Adolf Hitler also in einem Haushalt, den die eiserne Disziplin des Vaters beherrschte, unter der erdrückenden Fürsorge seiner überängstlichen Mutter. In ihrer Hilflosigkeit vermochte die fügsame Klara die Sprößlinge gegen den väterlichen Zorn nicht zu schützen. Nach dem Krieg sprach Adolfs jüngere Schwester Paula von der Mutter als »einer sehr weichen und zartfühlenden Person, dem ausgleichenden Element zwischen dem fast zu strengen Vater und den sehr lebhaften Kindern, die vielleicht etwas schwer erziehbar waren. Wenn es je zwischen meinen Eltern zu Streit(igkeiten) oder Meinungsverschiedenheiten kam, dann hatte dies immer mit den Kindern zu tun. Besonders

mein Bruder Adolf forderte meinen Vater zu extremer Strenge heraus und erhielt dafür jeden Tag eine richtige Tracht Prügel. (...) Wie oft hat andererseits meine Mutter ihn gestreichelt und versucht, mit Liebenswürdigkeit das zu erreichen, was meinem Vater mit Strenge nicht gelang!«

Hitler erzählte während der nächtlichen Monologe der vierziger Jahre am Kamin oft, wie der Vater plötzliche Temperamentsausbrüche hatte und sofort um sich schlug. Er habe »den Vater nicht geliebt«, sondern ihn statt dessen »um so mehr gefürchtet«. Die arme Mutter, der er zugetan war, lebte, so Hitler, in ständiger Sorge angesichts der Schläge, die er einstecken mußte, und habe manchmal draußen vor der Tür gewartet, wenn der Vater ihn verprügelte.

Möglicherweise hat sich Alois' Gewalttätigkeit auch gegen seine Frau gerichtet. Vielleicht geht die Passage aus »Mein Kampf« auf eigene Kindheitserfahrungen zurück, in der Hitler das Lebensbild einer Arbeiterfamilie nachzeichnet, in der die Kinder zusehen, wie der betrunkene Vater ihre Mutter schlägt. Ob das die Richtung, in der Hitlers persönliche Entwicklung verlief, beeinflusste, sei der Spekulation anheimgestellt. Es steht außer Frage, daß die früheste Kindheit eine tiefgreifende Wirkung auf ihn ausübte. Unter der Oberfläche nahm der künftige Hitler fraglos bereits Gestalt an. Mag es auch Spekulation bleiben, die Vorstellung, daß der Charakter in dem vielschichtigen Geflecht der familiären Prägung in Adolfs Kindheit »wurzelt«, bedarf wenig Phantasie: Zu nennen sind die spätere gönnerhafte Geringschätzung für die Fügsamkeit von Frauen, die Herrschsucht und das Image des »Führers« als strenge, autoritäre Vaterfigur; die Unfähigkeit, enge persönliche Bindungen einzugehen und die entsprechende gefühlskalte Roheit gegenüber dem Menschengeschlecht und der allumfassende Haß, der Ausdruck eines unermesslichen Selbsthasses gewesen sein muß, versteckt hinter der Maske des Gegenteils, eines extremen Narzißmus. Man kann darüber nur Vermutungen anstellen. Soweit rekonstruierbar, liefern die äußeren Anzeichen in Adolfs frühen Jahren keinen Hinweis auf die spätere Entwicklung. Versuche, in dem Jungen »die abartige Persönlichkeit im mörderischen Diktator« auszumachen, vermochten nicht zu überzeugen. Wenn wir das Wissen um Hitlers Zukunft außer acht lassen, dann rufen die familiären Gegebenheiten zu- meist Mitgefühl für das Kind hervor, das ihnen ausgesetzt war.

II

Alois Hitler war ein rastloser Mensch. In Braunau war die Familie mehrfach umgezogen und wurde in der Folgezeit immer wieder aus der vertrauten Umgebung gerissen. Im November 1898 zog er zum letztenmal um, als er in Leonding, einem Dorf am Rande von Linz, ein Haus mit einem kleinen angrenzenden Stück Land erwarb. Seither war die Familie in und um Linz ansässig, und bis zu den Tagen im Bunker im April 1945 sah Adolf Hitler Linz als Heimatstadt an. Linz erinnerte ihn an die glückliche, sorglose Zeit seiner Jugend. Er verband die Stadt mit den Erinnerungen an die Mutter. Schließlich war Linz die »deutsechste« aller Städte der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn. Für Hitler stellte sie offenbar die germanisch-provinzielle Kleinstadtidylle dar – das Bild, das er sein ganzes Leben lang der Stadt entgegensetzen würde, die er bald kennenlernte und verachtete: Wien.

Adolf besuchte jetzt die dritte Volksschulklasse. Rasch scheint er sich im Kreis neuer Schulkameraden zurechtgefunden zu haben und wurde »ein kleiner Rädelsführer«, wenn die Dorfjungen in den umliegenden Wäldern und Feldern Räuber und Gendarm spielten. Kriegsspiele waren besonders beliebt. Adolf las hingerissen in der zweibändigen, illustrierten *Volksausgabe des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71*, einer Zeitschrift, die er zu Hause entdeckt hatte. Und als 1899 der Burenkrieg ausbrach, drehten sich die Spiele um die »Heldentaten« der Buren, die in den Dorfjungen leidenschaftliche Unterstützer hatten. Etwa um die gleiche Zeit fesselten ihn die Abenteuergeschichten Karl Mays, dessen populäre Erzählungen über den Wilden Westen und die Indianerkriege unzählige Jugendliche begeisterten. Seine Faszination für Karl May nahm nicht ab, noch als Reichskanzler las er dessen Geschichten und empfahl sie seinen Generälen, denen er vorwarf, zu wenig Phantasie zu besitzen.

In »Mein Kampf« erwähnte Hitler »die Erinnerungen dieser glückseligen Zeit«: »Das lächerlich leichte Lernen in der Schule gab mir so viel freie Zeit, daß mich mehr die Sonne als das Zimmer sah. (...) Wiese und Wald waren damals der Fechtboden, auf dem die immer vorhandenen ›Gegensätze‹ zur Austragung kamen.«

Im Jahr 1900 neigten sich die sorglosen Tage dem Ende zu. Genau um die Zeit, als wichtige Entscheidungen über Adolf Hitlers Zukunft und den Zweig der weiterführenden Schule, die er besuchen sollte, bevorstanden, geriet die Familie Hitler einmal mehr aus dem Gleichgewicht. Am 2. Februar war Adolfs kleiner Bruder Edmund an Masern gestorben; Alois' älterer Sohn, Alois junior, hatte im

Groll mit dem Vater bereits 1896 das Haus verlassen, und alle Aufstiegshoffnungen für den Nachwuchs lasteten jetzt auf Adolf. In den Jahren bis zu Alois' Tod führte dies zu Spannungen zwischen Vater und Sohn.

Am 17. September 1900 begann für Adolf Hitler das Leben an einer weiterführenden Schule. Der Vater hatte statt des Gymnasiums die Realschule gewählt, eine Schule mit einem Lehrplan, der weniger die traditionelle klassisch-humanistische Bildung betonte, aber immer noch als Vorbereitung auf das Universitätsstudium galt, und das Schwergewicht auf »modernere« Fächer legte, einschließlich der Naturwissenschaften und technischen Fächer. Hitler zufolge habe sich der Vater von dem Zeichentalent, das der Sohn bereits unter Beweis gestellt hatte, leiten lassen und von einer Mißachtung für die Praxisferne des »humanistischen Studiums«, die auf dem eigenen schweren Aufstieg beruhte. Der von Alois für seinen Sohn vorgesehene berufliche Werdegang entsprach nicht der Laufbahn eines Beamtenanwärters. Dabei hatte er selbst eine erfolgreiche Karriere im Dienste des österreichischen Staates hinter sich, ohne über nennenswerte formale Bildung verfügt zu haben.

Der Wechsel zur Realschule fiel Hitler schwer. Der tägliche Schulweg von Leonding nach Linz und zurück nahm je Strecke zu Fuß mehr als eine Stunde in Anspruch, was ihm kaum Zeit ließ, außerhalb der Schule Freundschaften zu knüpfen. Während er unter den Dorfsungen in Leonding noch »ein großer Fisch im kleinen Teich« war, nahmen die neuen Schulkameraden nicht sonderlich Notiz von ihm. In der Schule besaß er keine engen Freunde und suchte sie auch nicht. Und an die Stelle der aufmerksamen Unterweisung durch den Dorfschullehrer trat jetzt die unpersönlichere Behandlung durch mehrere Pädagogen, die einzelne Fächer unterrichteten. Der minimale Aufwand, mit dem Adolf Hitler die Anforderungen der Volksschule gemeistert hatte, genügte nicht mehr. Seine Schulleistungen, die in der Volksschule noch so gut gewesen waren, ließen von Anfang an nach. Und sein Betragen verriet deutliche Anzeichen von Unreife. Adolfs Schulleistungen schwankten zwischen schlecht und mittelmäßig, bis er im Herbst 1905 schließlich von der Schule abging.

Nach dem fehlgeschlagenen Putschversuch von München beschrieb der einstige Klassenlehrer Dr. Eduard Huemer Hitler in einem Brief vom 12. Dezember 1923 an dessen Anwalt als einen dünnen, bleichen Jugendlichen, der zwischen Linz und Leonding pendelte, seine Begabungen vernachlässigte, nicht sonderlich fleißig und außerstande war, sich in die Schuldisziplin zu fügen. Er charakterisierte ihn als »widerborstig, eigenmächtig, rechthaberisch und jähzornig«. Auf Kritik der Lehrer reagierte er mit kaum verhohlenen Widerwillen. Von den

Klassenkameraden habe er »unbedingte Unterordnung« verlangt, eine »Führerrolle« bei den unreifen Streichen gespielt, die Huemer einem übermäßigen Genuß der Indianergeschichten Karl Mays und der Neigung, die Zeit zu verträdeln, zuschrieb, die der tägliche Schulweg von und nach Leonding noch gefördert habe.

Es besteht kaum Zweifel, daß Hitler Schule und Lehrern (mit einer Ausnahme) schroff ablehnend gegenüberstand. Er verließ die Schule mit »einem elementaren Haß« und sprach später spöttisch und verächtlich von seiner Schulbildung und den Lehrern. Nur den Geschichtslehrer, Dr. Leopold Pötsch, nahm er in »Mein Kampf« lobend davon aus, weil er Hitlers Interesse durch lebendiges Erzählen und »Heldengeschichten« aus der deutschen Vergangenheit beflügelte und in ihm die starken deutschnationalen, gegen Habsburg gerichteten Gefühle angeregt habe, die ohnehin in der Schule wie auch in der Stadt Linz vorherrschend waren.

Die Anpassungsprobleme Adolf Hitlers auf der Linzer Realschule wurden verschärft durch die verschlechterten Beziehungen zum Vater und den Riß, der die Familie wegen der dauernden Dispute über die künftige Laufbahn des Jungen durchzog. Für Alois waren die Vorzüge einer Beamtenlaufbahn unstrittig. Doch alle Versuche, den Sohn zu begeistern, stießen auf hartnäckige Ablehnung. In »Mein Kampf« schrieb Hitler: »Mir wurde gähnend übel bei dem Gedanken, als unfreier Mann einst in einem Büro sitzen zu dürfen; nicht Herr sein zu können der eigenen Zeit (...).«

Je mehr Widerstand Adolf Hitler der Idee entgegensetzte, um so autoritärer und beharrlicher reagierte der Vater. Ebenso eigensinnig, behauptete Hitler, habe er selbst auf die Frage nach Zukunftsplänen erwidert, er wolle Künstler werden, eine Aussicht, die für den mürrischen österreichischen Beamten Alois Hitler undenkbar war. »Kunstmaler, nein, solange ich lebe, niemals!« soll er laut Hitler gesagt haben. Ob Adolf Hitler als Zwölfjähriger verkündet hat, er wolle Künstler werden, mag man bezweifeln. Sicherlich hat es einen Konflikt mit dem Vater gegeben, ausgelöst von dem Widerwillen Hitlers gegen die Beamtenlaufbahn, und sicherlich mißbilligte der Vater die träge, ziellose Existenz des Sohnes und dessen Vorliebe für die Zeichenkunst. Alois verdankte den Aufstieg von bescheidenen Anfängen in eine angesehene Position im Staatsdienst Tugenden wie Fleiß, Sorgfalt und Ausdauer. Der mit einem privilegierten Hintergrund aufgewachsene Sohn hielt es für richtig, die Zeit mit Zeichnen und Träumen zu verträdeln, war in der Schule nicht mit Eifer bei der Sache, strebte keine Laufbahn an und verachtete die Karriere, die dem Vater alles bedeutet hatte. Die Auseinandersetzung

lief nicht nur auf die Ablehnung der Beamtenlaufbahn hinaus, sondern Adolfs Verweigerung richtete sich auch auf alles, wofür der Vater gestanden hatte, letztlich auf den Vater selbst.

Hitlers Jugendzeit war für ihn »sehr schmerzlich«, wie er in »Mein Kampf« bemerkte. Der Übergang zur Realschule in Linz und der Beginn des tiefgreifenden Konflikts mit dem Vater markiert in der Entwicklung seines Charakters den Auftakt zu einer entscheidenden Lebensphase. Der glückliche, verspielte Volksschüler war zu einem faulen, übellaunigen, rebellischen, mißmutigen, störrischen und ziellos dahinlebenden Jugendlichen geworden.

Als der Vater am 3. Januar 1903 über dem morgendlichen Glas Wein im Gasthaus Wiesinger zusammenbrach und starb, war auch die Kraftprobe um Adolfs Zukunft beendet. Für das Auskommen der Familie hatte Alois hinreichend vorgesorgt. So wie seine Witwe, Klara, den Tod gefühlmäßig verarbeitete, wird Adolf Hitler, jetzt der »einzige Mann im Haus«, kaum um seinen Vater getrauert haben. Mit dem Tod des Vaters war der Druck der Eltern größtenteils von ihm gewichen. Die Mutter tat ihr Bestes, um ihn zu überreden, die väterlichen Wünsche zu erfüllen. Obwohl sie in großer Sorge um Adolfs Zukunft war, mied sie die Konfrontation und gab bereitwillig seinen Launen nach. Auf jeden Fall machten die anhaltend schlechten schulischen Leistungen die Hoffnung zu nichts, er könne sich noch für die Beamtenlaufbahn qualifizieren.

Seine Schulzeugnisse blieben in den folgenden zwei Jahren mittelmäßig. Im Herbst 1905, im Alter von 16 Jahren, gelang es ihm – mit einer Krankheit, die er vorgetäuscht, zumindest aber dramatisiert hatte –, die Mutter davon zu überzeugen, daß er für die Schule nicht gesund genug sei. Er ließ den Schulunterricht glücklich hinter sich, ohne klare Pläne für die berufliche Zukunft.

In »Mein Kampf« übergeht Hitler die Zeit zwischen dem Abgang von der Schule im Herbst 1905 und dem Tod der Mutter Ende 1907 fast vollständig. In den beiden Jahren führte Hitler das Leben eines schmarotzenden Faulenzers – finanziell abgesichert, umsorgt, verwöhnt und abgöttisch geliebt von der Mutter – mit einem eigenen Zimmer in der bequemen Wohnung an der Humboldtstraße in Linz, welche die Familie im Juni 1905 bezogen hatte. Die Mutter, Tante Johanna und die kleine Schwester Paula nahmen sich all seiner Bedürfnisse an, wuschen, putzten und kochten für ihn. Die Mutter kaufte ihm sogar einen Flügel, und zwischen Oktober 1906 und Januar 1907 nahm er vier Monate lang Klavierunterricht. Tagsüber verbrachte er die Zeit mit Zeichnen, Malen, Lesen oder »Gedichte«-Schreiben. Abends ging er in die Oper oder ins Konzert, und die ganze Zeit träumte er in den Tag hinein, phantasierte von seiner Zukunft als

großer Künstler. Abends blieb er bis spät in die Nacht wach und schlief morgens lange aus. Er hatte kein klares Ziel vor Augen. Die träge Lebensführung, die grandiosen Phantasien, die mangelhafte Disziplin für regelmäßige Arbeit – alles Merkmale des späteren Hitler –, in den beiden Jahren in Linz waren sie schon sichtbar. Wen wundert es, wenn Hitler auf diese Zeit als »die glücklichsten Tage, die mir nahezu als ein schöner Traum erschienen«, zurückgeschaut hat.

Eine Beschreibung des sorglosen Lebens, das Adolf Hitler zwischen 1905 und 1907 in Linz führte, bietet August Kubizek, der einzige Freund aus der Zeit, Sohn eines Polsterers in Linz, der selbst von einer großen Zukunft als Musiker träumte. Kubizeks nach dem Zweiten Weltkrieg verfaßte Memoiren sind mit Vorsicht zu genießen, sowohl im Hinblick auf einzelne Fakten als auch in bezug auf die Deutung. Es handelt sich dabei um eine erweiterte und ausgeschmückte Version der »Erinnerungen«, die er im Auftrag der NSDAP zusammengestellt hatte. Noch im Rückblick färbt die Bewunderung, die Kubizek für den früheren Freund hegte, sein Urteil. Ferner hat Kubizek eindeutig etliches erfunden, manche Passagen ausgehend von Hitlers Bericht in »Mein Kampf« gestaltet, und hin und wieder geriet er in die Nähe des Plagiats, wenn ihn sein Gedächtnis verließ. Ungeachtet aller Schwächen sind die Erinnerungen eine glaubwürdigere Quelle für Hitlers Jugend, als früher angenommen wurde, insbesondere wo sie gemeinsame Erfahrungen berühren, die Kubizeks eigene Interessen an der Musik und am Theater betreffen. Zweifellos enthalten sie wichtige Gedanken zur Persönlichkeit des jungen Hitler und beleuchten Charakterzüge in einem frühen Stadium, die in späteren Jahren zu den hervorstechendsten Eigenschaften des Parteiführers und Diktators zählten.

August Kubizek, genannt »Gustl«, war ungefähr neun Monate älter als Adolf Hitler. Sie trafen einander per Zufall im Herbst 1905 in der Linzer Oper, nicht 1904, wie Kubizek behauptet. Seit einigen Jahren war Adolf Hitler ein fanatischer Bewunderer Richard Wagners, und Kubizek teilte die Liebe zur Oper, insbesondere für die Werke des Bayreuther »Meisters«. Kubizek war leicht zu beeindrucken – Hitler war auf der Suche nach einer Person, die er beeindrucken konnte. Kubizek – nachgiebig, willensschwach, ergeben; Hitler – überlegen, bestimmend, beherrschend. Kubizek äußerte kaum je starke Gefühle. Hitler kannte ausschließlich starke Gefühle. »Er mußte eben sprechen«, erinnerte sich Kubizek, »und brauchte jemand, der ihm zuhörte.« August Kubizek, der Sohn eines Handwerkers war, nicht die gleiche Schulbildung wie Hitler genossen hatte und sich ihm in bezug auf die soziale Herkunft und den Bildungsgrad unterlegen fühlte, war von Bewunderung für seine Redegabe erfüllt. Ob Hitler über die Unzulänglich-

keiten der Beamten, Lehrer, des kommunalen Steuersystems, der Lotterien der öffentlichen Wohlfahrt, der Operaufführungen oder der öffentlichen Bauten in Linz einen Vortrag hielt, Kubizek war gefesselt wie nie zuvor. Nicht nur was der Freund sagte, sondern wie er es sagte, übte eine große Anziehungskraft auf ihn aus. Kubizek, der seine Jugend als ruhig und verträumt beschreibt, hatte in dem rechthaberischen, von sich überzeugten, »allwissenden« Hitler ein ideales Gegenüber gefunden. Es war eine perfekte Partnerschaft.

Wenn sie abends ins Theater oder in die Oper gingen, trugen sie ihren Sonntagsstaat: der bleiche, schwächliche junge Hitler, an der Oberlippe die Anfänge eines dünnen Schnurrbarts, mit schwarzem Mantel und dunklem Hut mit der Attitüde eines Dandys. Zur Vervollständigung des Bildes trug er einen schwarzen Stock mit einem Knauf aus Elfenbein. Nach der Vorstellung erging sich Hitler stets in hitzig-kritischen oder ausschweifend-begeisterten Tönen über die Inszenierung. Obwohl Kubizek musikalischer war und mehr über Musik wußte als Hitler, blieb er bei den »Gesprächen« der passive und fügsame Partner.

Hitlers Leidenschaft für Wagner kannte keine Grenzen. Eine Vorstellung konnte ihn fast wie eine religiöse Erfahrung berühren und stürzte ihn in tiefempfundene, mystische Phantasien. Wagner war für ihn das höchste künstlerische Genie, das Vorbild, dem es nachzueifern galt. Er war hingerissen von Wagners kraftvollen Musikdramen, die eine »heroische«, entfernte, erhabene mystische germanische Vergangenheit wiedererweckten. »Lohengrin«, die Sage vom geheimnisumwitterten Gralssitter, Sinnbild des teutonischen Helden, den der Vater Parsifal von der Burg Montsalvat ausschickt, um die zu Unrecht verurteilte Elsa zu retten, die ihn aber schließlich verrät, war Hitlers erste Wagner-Oper und blieb ihm die liebste.

Wenn Hitler und Kubizek zusammenkamen, hatten sie noch wichtigere Themen als die Musik: die große Kunst und Architektur. Genauer gesagt, es war die Rede von Hitler als dem großen künstlerischen Genie. Der junge, dandyhafte Hitler verachtete die Vorstellung, für das tägliche Brot zu arbeiten. Er entzückte Kubizek mit Visionen von sich als einem großen Künstler und von Kubizek als einem führenden Musiker. Während Kubizek in der väterlichen Werkstatt schuftete, verbrachte Hitler seine Zeit mit Zeichnen und Träumen. Nach der Arbeit traf er mit Kubizek zusammen, und während die Freunde abends durch Linz wanderten, hielt er Kubizek Vorträge über die Notwendigkeit, die zentralen öffentlichen Bauten abzureißen, neu zu gestalten und zu ersetzen, und zeigte ihm zahllose Skizzen seiner Wiederaufbaupläne.

Die Scheinwelt schloß auch Hitlers Schwärmerei für ein Mädchen ein, das

nicht einmal von seiner Existenz wußte. Stefanie, eine elegante junge Dame aus Linz, die am Arm der Mutter durch die Stadt promenierte und gelegentlich von einem Bewunderer unter den jungen Offizieren begrüßt wurde, war für Hitler ein Ideal, das er aus der Distanz verehrte, aber nie persönlich ansprach, eine Phantasiegestalt, die auf den großen Künstler warten würde, sobald der richtige Moment für die Eheschließung gekommen sei, nach der sie in der großartigen Villa leben würden, die er für sie entworfen hatte.

Einen weiteren Blick in die Phantasiewelt bieten Hitlers Zukunftspläne, als die Freunde um 1906 gemeinsam ein Los der staatlichen Lotterie erwerben. Hitler war vom Gewinn des ersten Preises so überzeugt, daß er eine ausgeklügelte Vorstellung von ihrem künftigen Palast entwarf. Die beiden jungen Männer würden als Künstler leben, versorgt von einer Dame mittleren Alters, die ihren künstlerischen Anforderungen entspräche, und würden nach Bayreuth und Wien reisen und weitere künstlerisch inspirierte Ausflüge unternehmen. Adolf war von dem Gewinn so überzeugt, daß ihn maßlose Wut überkam, als der Traum zerplatzte.

Im Frühjahr 1906 überredete Hitler die Mutter, ihn bei einer ersten Reise nach Wien finanziell zu unterstützen, angeblich um die Gemäldegalerie im Hofmuseum zu studieren, wahrscheinlich wollte er sich den sehnlichen Wunsch erfüllen, die kulturellen Stätten der kaiserlichen Hauptstadt zu besichtigen. Zwei Wochen lang, vielleicht auch länger, spazierte er als Tourist durch Wien und nahm die vielen Attraktionen der Stadt in sich auf. Wo er übernachtete, ist unbekannt. Die vier Postkarten an Kubizek und die Kommentare in »Mein Kampf« bezeugen die Faszination, die die Bauten und die Ringstraßenarchitektur auf ihn ausgeübt haben. Ansonsten verbrachte er die Zeit offenbar im Theater und in der Oper, wo Gustav Mahlers Inszenierungen von Wagners »Tristan« und »Der fliegende Holländer« die Vorstellungen auf der Linzer Provinzbühne in den Schatten stellten. Nach seiner Rückkehr änderte sich zunächst nichts. Aber der Wien-Aufenthalt bestärkte ihn in seinem Vorhaben, an der Wiener Akademie für Bildende Künste Karriere zu machen.

Im Sommer 1907 nahm die Idee konkretere Formen an. Mit 18 Jahren hatte Adolf Hitler noch an keinem einzigen Tag seinen Lebensunterhalt verdient und setzte seine Existenz als »Drohne« ohne berufliche Perspektive fort. Trotz der Ratschläge der Verwandten, es sei an der Zeit, daß er Arbeit finde, überredete er die Mutter, ihn nach Wien zurückkehren zu lassen, dieses Mal mit der Absicht, in die Akademie einzutreten. Welche Vorbehalte die Mutter auch geäußert hat, sicherlich hat sie die Aussicht auf systematische Studien an der Akademie in

Wien, gemessen an der ziellosen Existenz des Sohnes in Linz, als eine positive Veränderung empfunden. Und um sein Auskommen brauchte sie sich nicht zu sorgen. Schließlich hatte Hitlers »Hanitante« – Tante Johanna – ihrem Neffen zur finanziellen Unterstützung des Kunststudiums 924 Kronen als Darlehen gegeben. Die Summe entsprach etwa dem Jahresgehalt eines jungen Rechtsanwalts oder Lehrers.

Zu diesem Zeitpunkt war die Mutter an Brustkrebs erkrankt. Bereits im Januar 1907 hatte sie sich operieren lassen, und im Frühjahr sowie im Frühsommer wurde sie häufig von dem jüdischen Hausarzt, Dr. Bloch, behandelt. Klara Hitler – sie wohnte jetzt in Urfahr, einem Linzer Vorort – muß ernste Sorgen gehabt haben, nicht nur angesichts steigender Arztkosten, sondern auch um die elfjährige Tochter Paula, die noch daheim lebte und in der Obhut von Tante Johanna war, und um den geliebten Jungen Adolf, dessen Zukunft weiterhin ungewiß war. Adolf Hitler, von Dr. Bloch als großer, blasser und schwächlicher Junge beschrieben, der »nach innen« lebte, war gewiß um die Mutter besorgt. Zu Jahresanfang bezahlte er die Rechnung von 100 Kronen für den zwanzigtägigen Krankenhausaufenthalt. Er weinte, als Dr. Bloch ihm und der Schwester die schlechte Nachricht mitteilte, die Mutter habe nur geringe Chancen, die Krebserkrankung zu überleben. Hitler pflegte sie während ihrer Krankheit und litt selbst angesichts der starken Schmerzen, die sie aushalten mußte. Als Sohn trug er offensichtlich die Verantwortung für jede Entscheidung, die bei ihrer Pflege zu treffen war. Trotz der zunehmend schlechteren Verfassung der Mutter setzte Hitler die Pläne, nach Wien zu ziehen, in die Tat um. Anfang September 1907 verließ er Linz Richtung Hauptstadt, rechtzeitig genug, um an der Aufnahmeprüfung der Akademie für Bildende Künste teilzunehmen.

Die Zulassung zur Prüfung selbst hing von einem Eingangstest ab, dem die Einschätzung der von den Kandidaten eingereichten Arbeitsproben zugrunde lag. »Ausgerüstet mit einem dicken Pack von Zeichnungen«, sei Hitler, wie er später schrieb, zu Hause abgefahren. Er war einer von 113 Kandidaten und bekam die Zulassung zur eigentlichen Prüfung. Nach dem ersten Test mußten 33 Kandidaten ausscheiden. Anfang Oktober absolvierte er zwei schwierige dreistündige Prüfungen, wobei die Kandidaten Zeichnungen nach festgelegten Themen anfertigen mußten. Nur 28 Kandidaten bestanden. Hitler war nicht dabei. Das Urteil lautete: »Probz.(eichnung) ungenügend, wenig Köpfe.«

Dem äußerst selbstbewußten Adolf Hitler war es offensichtlich nie eingefallen, er könne bei der Aufnahmeprüfung an der Akademie durchfallen. Er war, wie er in »Mein Kampf« schrieb, »überzeugt, die Prüfung spielend bestehen zu

können. (...) Ich war vom Erfolg so überzeugt, daß die mir verkündete Ablehnung mich wie ein jäher Schlag aus heiterem Himmel traf.«

Auf der Suche nach einer Erklärung erfuhr er vom Rektor der Akademie, er sei zweifellos ungeeignet für die Malerschule, aber er besitze unzweideutig ein Talent für die Architektur. Hitler verließ die Unterredung, »zum ersten Male in meinem jungen Leben uneins mit mir selber«. Nachdem er ein paar Tage über sein Schicksal nachgedacht habe, sei er zu dem Schluß gelangt, das Urteil des Rektors treffe zu, und »daß ich einst Baumeister werden würde«, doch er unternahm daraufhin und auch später nichts, das große Hindernis für die Aufnahme eines Architekturstudiums, etwa durch den Erwerb des Abiturs, aus dem Weg zu räumen. In Wirklichkeit ist Adolf Hitler wahrscheinlich nicht so rasch auf die Füße gefallen, wie er selbst es glauben wollte, und die zweite Bewerbung um die Zulassung zur Malerschule im folgenden Jahr weckt einigen Zweifel an der Version, er habe wie vom Blitz getroffen erkannt, seine Zukunft liege im Beruf des Architekten. Auf jeden Fall war die Ablehnung durch die Akademie ein so harter Schlag für seinen Stolz, daß er sie geheimhielt. Er vermied es, Kubizek oder der Mutter von dem Mißerfolg zu erzählen.

Inzwischen lag Klara Hitler im Sterben. Auf die starke Verschlechterung ihres Zustandes hin kehrte Hitler aus Wien zurück, um Ende Oktober von Dr. Bloch zu erfahren, daß der Zustand der Mutter hoffnungslos sei. Die Nachricht hatte ihn zutiefst getroffen, und er bewies großes Pflichtbewußtsein. Sowohl die Schwester Paula als auch Dr. Bloch bezeugten später die ergebene und »unermüdliche« Sorge um die sterbende Mutter. Trotz Dr. Blochs unentwegter medizinischer Betreuung verschlechterte sich Klaras Zustand im Laufe des Herbstes zusehends. Am 21. Dezember 1907 schief die 47jährige in Frieden ein. Obwohl er viele Szenen am Totenbett gesehen hatte, erinnerte sich Dr. Bloch: »Ich habe noch nie einen vom Schmerz so gebrochenen Menschen gesehen wie Adolf Hitler.« In »Mein Kampf« schreibt Hitler: »Es war der Abschluß einer langen, schmerzhaften Krankheit, die von Anfang an wenig Aussicht auf Genesung ließ. Dennoch traf besonders mich der Schlag entsetzlich.«

Nach dem Tod der Mutter fühlte er sich allein und vereinsamt. Er hatte die einzige Person verloren, für die er je Zuneigung und Wärme empfunden hatte.

»Not und harte Wirklichkeit zwangen mich nun«, behauptete Hitler später, »einen schnellen Entschluß zu fassen. Die geringen väterlichen Mittel waren durch die schwere Krankheit der Mutter zum großen Teile verbraucht worden; die mir zukommende Waisenpension genügte nicht, um auch nur leben zu können, also war ich nun angewiesen, mir irgendwie mein Brot selber zu verdienen.«

Als er nach dem Tod der Mutter zum drittenmal nach Wien zurückgekehrt sei, um jetzt einige Jahre dort zu bleiben, habe er den alten Trotz und die Entschlossenheit wiedergefunden: »Ich wollte Baumeister werden, und Widerstände sind nicht da, daß man vor ihnen kapituliert, sondern daß man sie bricht.« Er behauptete, er sei aufgebrochen, die Hindernisse zu überwinden, angeregt vom Beispiel des Vaters, der kraft eigener Anstrengung aus armen Verhältnissen bis zum Regierungsbeamten aufgestiegen sei.

In Wirklichkeit war dank der sparsamen Haushaltsführung der Mutter – unterstützt durch nicht unbeträchtliche Beträge ihrer Schwester Johanna – mehr als genug Geld übrig, um die hohen Arztkosten sowie das relativ teure Begräbnis zu bestreiten. Schließlich war Hitler keineswegs mittellos. Es bestand keine Notwendigkeit für ihn, seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Gewiß reichte die monatliche Waisenrente von 25 Kronen, die er und seine jüngere Schwester Paula, die jetzt bei der Halbschwester Angela und deren Mann Leo Raubal aufwuchs, bezogen, kaum aus, um Hitlers Unterhalt im inflationsgeschüttelten Österreich zu sichern. Und abgesehen vom Zinsertrag kamen Adolf und Paula an das väterliche Erbe nicht vor der Vollendung des 24. Lebensjahres heran. Aber die Hinterlassenschaft der Mutter – nach Abzug der Bestattungskosten eine Summe von rund 2000 Kronen – wurde zwischen den beiden Minderjährigen aufgeteilt. Zusammen mit der Waisenrente genügte Adolfs Anteil, um ihn in Wien ein Jahr ohne Arbeit über Wasser zu halten. Darüber hinaus verfügte er über den Rest des großzügigen Darlehens der Tante. Zwar genoß er kaum die finanzielle Sicherheit, die ihm manch einer zugesprochen hat. Aber alles in allem war seine finanzielle Position während der Zeit in Wien um einiges besser als die der meisten richtigen Studenten.

Überdies hatte Hitler es weniger eilig, Linz zu verlassen, als er in »Mein Kampf« andeutet. Obwohl seine Schwester mehr als 40 Jahre später behauptete, er sei binnen weniger Tage nach dem Tod der Mutter nach Wien gezogen, ist seine Anwesenheit in Urfahr noch Mitte Januar und Mitte Februar 1908 verbürgt. Wenn er nicht, was unwahrscheinlich ist, in der Zwischenzeit kurz nach Wien reiste, ist er offenbar nach dem Tod der Mutter noch mindestens sieben Wochen in Urfahr geblieben. Das Haushaltsbuch der Familie deutet darauf hin, daß er den endgültigen Absprung von Linz nicht vor Mai geschafft hat.

Im Februar 1908 kehrte er wirklich nach Wien zurück, jedoch nicht, um mit aller Kraft die Weichen für den Architektenberuf zu stellen, sondern um ins träge, faule und bequeme Leben zurückzugleiten, das er vor dem Tod der Mutter geführt hatte. Er überredete nun sogar die Eltern Kubizeks, ihren Sohn die Arbeit

in der familieneigenen Polsterei aufgeben zu lassen, damit er zusammen mit Hitler in Wien leben und Musik studieren könne.

Der Fehlschlag bei der Bewerbung um einen Platz an der Akademie und der Tod der Mutter innerhalb von weniger als vier Monaten am Ende des Jahres 1907 waren für den jungen Hitler eine niederschmetternde Erfahrung. Unvermittelt war er aus dem Traum vom mühelosen Weg zum Ruhm eines großen Künstlers gerissen worden. Und fast zur gleichen Zeit hatte er die einzige Person verloren, auf deren Zuneigung er angewiesen war. Die künstlerischen Phantasien wirkten fort. Allein der Gedanke an eine Alternative – etwa in Linz eine geregelte Arbeit anzunehmen – schreckte ihn. Eine Nachbarin in Urfahr, die Witwe des dortigen Posthalters, erinnerte sich später: »Als ihn der Herr Postmeister eines Tages frug was er eigentlich einmal werden wolle und ob er nicht zur Post kommen möchte, erwiderte er, daß es seine Absicht sei einmal ein großer Künstler zu werden. Und als man ihm hierauf zu bedenken gab, daß hiezu die nötigen geldlichen Mittel und persönlichen Beziehungen fehlten, da gab er kurz zur Antwort: ›Makart und Rubens haben sich aus ärmlichen Verhältnissen emporgearbeitet.«

Wie er den Künstlern nacheifern könnte, war völlig ungewiß. Seine einzige Hoffnung war die Wiederholung der Aufnahmeprüfung an der Akademie im folgenden Jahr. Er muß gewußt haben, daß er keine allzu guten Chancen hatte. Aber er unternahm nichts, um sie zu verbessern. Inzwischen mußte er in Wien durchkommen.

Trotz der drastischen Veränderung seiner Aussichten und Umstände änderte Hitler sein Leben – die unsichere Existenz einer egoistischen Phantasiewelt – keineswegs. Der Wegzug aus der behaglichen Linzer Provinzialität in den politischen und kulturellen Schmelztiegel Wiens kennzeichnete dennoch einen wichtigen Übergang. Die Erfahrungen, denen der junge Hitler in der österreichischen Hauptstadt ausgesetzt war, prägten sich ihm unauslöschlich ein und bestimmten entscheidend die Ausbildung seiner Vorurteile und Phobien.

KAPITEL 2

Der Aussteiger

I

Die Stadt, in der Hitler die nächsten fünf Jahre verbrachte, war eine außergewöhnliche Hauptstadt. Weit mehr als in jeder anderen europäischen Metropole konzentrierten sich in Wien wie unter einem Brennglas die sozialen, kulturellen und politischen Spannungen, die den Wendepunkt einer Ära, den Untergang der Welt des 19. Jahrhunderts, signalisierten. Sie haben den Charakter des jungen Hitler geformt.

In der Erwartung, an der Akademie für Bildende Künste zu studieren, hatte Hitler Ende September oder Anfang Oktober 1907 in der Nähe des Wiener Westbahnhofs bei Frau Zakreys, einer Tschechin, im zweiten Stock eines Hauses in der Stumpergasse 31 ein kleines Zimmer gemietet. Dorthin kehrte er zwischen dem 14. und 17. Februar 1908 zurück, um so weiterzuleben wie vor dem Tod der Mutter.

Er blieb nicht lange allein. Erinnern wir uns, Hitler konnte die Eltern Kubizeks überreden, dem Sohn zu erlauben, in Wien Musik zu studieren. Kubizeks Vater hatte sich vehement dagegen gesträubt, seinen Sohn mit jemandem gehen zu lassen, den er nur als gescheiterten Schüler betrachtete und der es als unter seiner Würde ansah, ein richtiges Handwerk zu erlernen. Doch Hitler hat seinen Willen durchgesetzt. Am 18. Februar schickte er Kubizek eine Postkarte, drängte ihn zum Aufbruch: »Lieber Freund! Warte schon sehnsuchtsvoll auf Nachricht von Deinem kommen. Schreib bald und bestimmt, damit ich alles zum feierlichen Empfang bereit mache. Ganz Wien wartet schon. (...) Bitte nochmals komme bald!« Vier Tage später sagten Gustls Eltern ihrem Sohn unter Tränen adieu, als er zu seinem Freund nach Wien fuhr. Am Abend holte Hitler den müden Kubizek am Bahnhof ab, nahm ihn für die erste Nacht mit in die Stumpergasse, bestand jedoch darauf, ihm sofort alle Sehenswürdigkeiten Wiens zu zeigen. Wie jemand nach Wien kommen und dann ins Bett gehen könne, ohne als erstes die Hofoper gesehen zu haben! Also zerzte er Kubizek zur Oper, zum Stephansdom, den sie durch den Nebel kaum sahen, und zur Kirche St. Maria am Gestade. Erst nach Mitternacht kehrten sie in die Stumpergasse zurück, und es verging noch einige Zeit, bis Kubizek erschöpft einschlief, während Hitler sich noch über die Größe Wiens erging.

In den nächsten Monaten lebten die beiden jungen Männer wie zuletzt in Linz. Rasch gaben sie die anfängliche Suche nach einer Unterkunft für Kubizek auf und überredeten Frau Zakreys, ihr eigenes großes Zimmer gegen die kleine vollgestopfte Kammer einzutauschen, in der Hitler gewohnt hatte. Die beiden teilten nun ein Zimmer und zahlten jeder zehn Kronen, soviel wie Hitler für das frühere Zimmer entrichtet hatte. Kurz darauf erfuhr Kubizek von seinem Erfolg bei der Aufnahmeprüfung am Wiener Konservatorium. Er mietete einen Flügel, der im Zimmer die meiste Fläche beanspruchte, so daß Hitler, wenn er wie üblich auf und ab ging, gerade Platz für drei Schritte fand. Abgesehen vom Flügel bestand die Einrichtung nur aus dem Notwendigen: zwei Betten, einer Kommode, einem Kleiderschrank, einem Waschtisch, einem Tisch und zwei Stühlen.

Während Kubizek ein geregeltes Musikstudium begann, rätselte er, was Hitler mit seinem Leben anfang. Morgens blieb er im Bett, war verschwunden, wenn Kubizek mittags vom Konservatorium heimkehrte, trieb sich an schönen Nachmittagen auf dem Gelände von Schloß Schönbrunn herum, hockte über Büchern, phantasierte von grandiosen Bauplänen und literarischen Werken und zeichnete bis spät in die Nacht. Gustl wunderte sich, wie der Freund so viel Freizeit mit einem Studium an der Akademie für Bildende Künste verbinden könne. Als Hitler Kubizek, der Tonleitern übte, einmal gereizt anfuhr, kam es zwischen den Freunden zu einem Streit über Stundenpläne, woraufhin Hitler schließlich wütend eingestand, dass er von der Akademie abgelehnt worden war. Als Kubizek fragte: »Und was nun?«, antwortete Hitler gereizt: »Was nun? Fängst du jetzt auch schon an: Was nun?« Tatsächlich wußte er selbst nicht, welche Richtung er einschlagen, was er tun würde. Er trieb ziellos umher.

Kubizek hatte offenbar den wunden Punkt getroffen. Hitler hatte der Familie nichts von dem Fehlschlag bei der Aufnahmeprüfung zur Akademie erzählt, denn sein Vormund in Linz, Josef Mayrhofer, hätte ihm womöglich die 25 Kronen verweigert, die er monatlich als Anteil der Waisenrente bezog. Und er hätte unter noch größerem Druck gestanden, eine Arbeit zu finden. Aber warum hat er den Freund getäuscht? An sich ist es weder ungewöhnlich noch eine Schande, wenn ein Teenager bei einer schwierigen Aufnahmeprüfung durchfällt. Offensichtlich konnte Hitler es nicht ertragen, von der Ablehnung ausgerechnet dem Freund zu erzählen, dem gegenüber er in allen Fragen des künstlerischen Urteils immer seine Überlegenheit behauptet und der das eigene Studium am Konservatorium so vielversprechend begonnen hatte. Hitlers Selbstachtung war tief erschüttert, seine Verbitterung war offenkundig. Kubizek zufolge ging er bei der geringsten Kleinigkeit in die Luft. So brach der Verlust an Selbstvertrauen mitun-

ter in Form grenzenloser Wut und heftiger Anklagen gegenüber allen, die ihn, wie er meinte, verfolgten, aus Hitler hervor. Die Haßtiraden, die alles und jeden »anvisierten«, gingen von einem übergroßen Ego aus, das verzweifelt akzeptiert zu werden wünschte und außerstande war, mit der persönlichen Bedeutungslosigkeit, den eigenen Fehlschlägen, dem Mittelmaß zurechtzukommen.

Noch hatte Hitler die Hoffnung auf den Eintritt in die Akademie nicht aufgegeben. Typischerweise unternahm er jedoch nichts, um die Chancen für den zweiten Anlauf zu verbessern. Dem jungen Hitler waren systematische Vorbereitung und harte Arbeit so fremd wie dem späteren Diktator. Statt dessen verbrachte er die meiste Zeit dilettierend, wie schon zuvor in Linz, entwarf grandiose Projekte, die allein der willige Kubizek teilte – phantastische Pläne, die für gewöhnlich aus plötzlichen Launen und glänzenden Ideen entstanden und, kaum geboren, wieder fallengelassen wurden.

Neben der Architektur pflegte Hitler wie schon in Linz als zweite Leidenschaft die Musik. Zu den bevorzugten Komponisten zählten, vor allem in den späteren Jahren, Beethoven, Liszt, Brahms und Bruckner. Großen Gefallen fand er auch an den Operetten von Johann Strauß und Franz Lehár. Darüber stand als Nonplusultra natürlich Richard Wagner. Fast jeden Abend gingen Hitler und Kubizek in die Oper, zahlten zwei Kronen für den Stehplatz, für den sie oft stundenlang Schlange standen. Sie hörten Opern von Mozart, Beethoven, Rossini, Donizetti und Bellini wie auch die Hauptwerke von Verdi und Puccini. Für Hitler zählte allein deutsche Musik. Der Begeisterung für Verdi oder Puccini, die in Wien immer vor vollem Haus gespielt wurden, vermochte er sich nicht anzuschließen. Wie schon in Linz kannte seine Wagner-Leidenschaft keine Grenzen. Jetzt konnten er und Kubizek alle Wagneropern auf einer der besten Bühnen Europas sehen. Während der kurzen gemeinsamen Zeit hätten sie, wie Kubizek schätzt, »Lohengrin« zehnmal gesehen. »Ihm war ein mittelmäßiger Wagner«, bemerkte Kubizek, »noch hundertmal lieber als ein erstklassiger Verdi.« Kubizek vertrat eine andere Ansicht; allein es nützte nichts. Hitler ruhte nicht eher, als bis der Freund einwilligte, auf einen Verdi in der Hofoper zu verzichten und mit ihm in der Volksooper Wagner zu hören: »Wenn es um eine Wagner-Aufführung ging, gab es für Adolf keinen Widerspruch.«

Jahrzehnte später erzählte Hitler: »Wenn ich Wagner höre, ist mir, als seien das Rhythmen der Vorwelt.« Es war die Welt des germanischen Mythos, voller grandioser Dramatik und Spektakel, mit Göttern und Helden, titanischem Ringen und Versöhnen, Sieg und Tod. Eine Welt, in der die Helden Außenseiter waren und die alte Ordnung herausforderten, wie Rienzi, Tannhäuser, Stolzing und

Siegfried, oder keusche Retter wie Lohengrin und Parsifal. Verrat, Opferung, Erlösung und Heldentod waren Wagnersche Themen, die Hitler bis zur »Götterdämmerung« des eigenen Regimes im Jahr 1945 beschäftigten. Geschaffen hatte diese Welt ein genialer Künstler, ein Außenseiter und Revolutionär, der immer kompromißlos die bestehende Ordnung herausforderte, die Notwendigkeit zurückwies, sich zum Zwecke des Lebensunterhalts dem bürgerlichen Arbeitsethos zu beugen, Zurückweisung und Verfolgung überwand und zur Größe aufstieg. Kein Wunder also, daß der Phantast und Aussteiger, das unerkannte künstlerische Genie in der ärmlichen Kammer in der Stumpergasse, im Bayreuther »Meister« sein Idol fand. Hitler, der Unbedeutende, Mittelmäßige, der Gescheiterte, wollte wie ein Wagnerscher Held leben. Er wollte selbst ein neuer Wagner werden – Philosophenkönig, Genie, Künstler. Für Hitlers einsetzende Identitätskrise war Wagner der Gigant der Kunst, der zu werden er sich erträumte. Dabei wußte er, dieser Verkörperung des Triumphs der Ästhetik und der Vormachtstellung der Kunst könne er niemals nacheifern.

II

Das merkwürdige Miteinander der beiden jungen Männer – Hitler und Kubizek – währte bis zum Hochsommer 1908. In jenen Monaten hatte Hitler außer mit dem Freund wohl nur mit einer weiteren Person regelmäßig Kontakt, Frau Zakreys, der Vermieterin. Auch gemeinsame Bekannte hatten sie nicht. Hitler betrachtete die Freundschaft mit Kubizek als exklusiv, gestattete ihm keine weiteren Freunde. Als dieser eine junge Frau ins Zimmer brachte, war Hitler außer sich vor Wut, denn er dachte, sie sei eine Freundin. Kubizeks Erklärung, er wolle nur eine Schülerin in Harmonielehre unterrichten, provozierte eine Tirade über die Sinnlosigkeit des Studiums von Frauen. Aus Kubizeks Sicht war Hitler ausgesprochen frauenfeindlich, er wies darauf hin, wie sehr es Hitler befriedigte, daß Frauen im Stehparterre der Oper nicht zugelassen waren. Abgesehen von der platonischen Schwärmerei für »Stefanie« in Linz, unterhielt Hitler, so Kubizek, während der Jahre ihrer Bekanntschaft in Linz und Wien keinerlei Beziehungen zu Frauen. In den verbleibenden Jahren in der österreichischen Hauptstadt änderte sich das nicht. Auch keiner der Berichte über Hitlers Zeit im Männerheim enthält eine Andeutung auf Frauen in seinem Leben. Wenn im Bekanntenkreis von Frauen die Rede war – und zweifellos von eigenen früheren Freundinnen und sexuellen Erfahrungen –, hatte Hitler nichts Besseres zu bieten als einen

verschleierte Hinweis auf die Schwester eines engen Freundes während der Schulzeit, die seine »erste Liebe« gewesen sei – obwohl »sie es nie erfuhr, weil er es ihr nie sagte«. Laut Reinhold Hanisch, ein Bekannter aus jener Zeit, hatte »Hitler sehr wenig Achtung vor dem weiblichen Geschlecht, aber sehr asketische Vorstellungen über die Beziehungen zwischen Männern und Frauen. Er hat oft gesagt, daß Männer eine strikt moralische Lebensweise annehmen könnten, wenn sie es nur wollten.« Damit befand er sich im Einklang mit dem Moralkodex, den die österreichische Alldeutsche Bewegung predigte, die mit Georg Ritter von Schönerer verbunden wird und dessen radikalen deutschen Nationalismus und rassistischen Antisemitismus Hitler seit seinen Linzer Tagen bewundert hatte. Bis zum 25. Lebensjahr zölibatär zu leben, sei gesund, vorteilhaft für die Willenskraft und bilde die Grundlage körperlicher und geistiger Höchstleistung. Ratsam sei die Einhaltung entsprechender Ernährungsvorschriften. Fleisch und Alkohol seien, da stimulierend, zu meiden. Um Stärke und Reinheit der germanischen Rasse aufrechtzuerhalten, müsse man sich von der moralischen Dekadenz und Gefahr freihalten, die von Prostituierten ausginge, die der »niederrassigen Kundenschaft« zu überlassen seien. Es gab also genügend ideologische Rechtfertigung für Hitlers keuschen Lebensstil und prüde Moralvorstellungen. In jedem Fall, ganz sicher nach der Trennung von Kubizek, war Hitler in Wien kein »Fang« für die Frauen.

Möglicherweise empfand Hitler Angst vor Frauen – bestimmt vor ihrer Sexualität. Später beschrieb Hitler sein eigenes Ideal einer Frau als »ein niedliches, molliges Tschapperl: weich, süß und dumm«. Seine Behauptung, daß eine Frau sich »lieber dem Starken beugt als den Schwächling beherrscht«, kann sehr wohl eine ausgleichende Projektion eigener sexueller Komplexe gewesen sein.

Kubizek bestand darauf, Hitler sei sexuell normal gewesen, obwohl es auf der Grundlage seines eigenen Berichts schwerfällt zu erkennen, wie er das beurteilen konnte. Damit stimmten die Ärzte überein, die Hitler viel später gründlich untersucht haben. Biologisch mag das der Fall gewesen sein. Behauptungen, wonach abweichendes Sexualverhalten wegen eines fehlenden Hodens Hitlers Persönlichkeitsstörung begründet hat, beruhen auf einer Kombination psychologischer Spekulation und dubioser Belege, die aus einer Autopsie der verbrannten körperlichen Überreste hervorgeht, welche die Russen 1945 in Berlin vornahmen. Aus einer unglaubwürdigen Quelle – den selbstgefälligen mutmaßlichen Erinnerungen von Josef Greiner, der Hitler in Wien kurz gekannt haben mag – ist folgendes überliefert: Hitler war besessen von einem mit einem Halbjuden verlobten Mannequin. Er soll versucht haben, sie zu vergewaltigen, und auch zu Prosti-

tuierten gegangen sein. Beide Geschichten sind aus der Luft gegriffen. Im Zusammenhang mit Hitlers Sprachgebrauch in »Mein Kampf« weist Kubizeks Darstellung zumindest auf eine äußerst gestörte und unterdrückte sexuelle Entwicklung.

Bis zu einem gewissen Grad stimmte Hitlers durch Schönerers Grundsätze noch gestützte Prüderie mit den Standards der äußeren Moral überein, die der Mittelstand im Wien seiner Zeit vertrat. Die offen erotische Kunst und Literatur Gustav Klimts und Arthur Schnitzlers hatten diese Standards herausgefordert. Doch der solide bürgerliche Puritanismus behielt die Oberhand – wenigstens als eine dünne Schicht über der Schattenseite einer Stadt, in der Laster und Prostitution blühten. Da es Frauen kaum gestattet war, auch nur einen Knöchel zu entblößen, wird verständlich, warum Hitler und sein Freund verlegen Reißaus nahmen, als ihnen auf der Zimmersuche eine mögliche Vermieterin tiefe Einblicke unter ihren Morgenrock gewährte. Doch Hitlers Prüderie ging viel weiter. Kubizek zufolge kam sie einem tiefen Abscheu und Widerwillen gegenüber sexueller Aktivität gleich. Hitler mied den Kontakt zu Frauen, reagierte mit kalter Gleichgültigkeit auf angebliche Versuche junger Frauen, die ihn wahrscheinlich als eine Art Kuriosität ansahen, in der Oper mit ihm zu flirten oder ihn zu necken. Von der Homosexualität fühlte er sich abgestoßen. Vor der Masturbation schreckte er zurück. Prostitution versetzte ihn in Angst und Schrecken, zugleich faszinierte sie ihn. Mit ihr verband er Geschlechtskrankheiten, die ihm panische Angst einjagten. Eines Abends, nachdem sie Frank Wedekinds Drama »Frühlings Erwachen« gesehen hatten, das die sexuellen Probleme der Jugendlichen behandelte, nahm Hitler plötzlich Kubizeks Arm und führte ihn in die Spittelberggasse, damit er mit eigenen Augen das Rotlichtviertel sehe, oder den »Pfuhl des Lasters«, wie Hitler es nannte. Er ging mit dem Freund nicht nur einmal, sondern zweimal die Reihe erleuchteter Fenster entlang, hinter denen spärlich bekleidete Frauen sich anboten und Kundschaft anlockten. Den eigenen Voyeurismus kleidete Hitler dann in einen mittelständisch-selbstgerechten Vortrag über die Übel der Prostitution. Später verband er die Juden in »Mein Kampf« mit der Prostitution – ein Echo auf einen unter Wiener Antisemiten damals gängigen Gemeinplatz. Sollte ihm die Assoziation schon 1908 präsent gewesen sein, hat sie Kubizek nicht aufgezeichnet.

Obwohl ihn die Sexualität abstieß, war Hitler offensichtlich von ihr fasziniert. Des öfteren diskutierte er mit Kubizek bei längeren spätabendlichen Gesprächen sexuelle Fragen und erging sich, so Kubizek, über die Notwendigkeit, zum Schutze der »Flamme des Lebens«, wie er die Sexualität großspurig nannte, sexuelle Reinheit zu bewahren, klärte seinen naiven Freund nach einer kurzen

Begegnung mit einem Geschäftsmann, der sie zum Essen einlud, über die Homosexualität auf und schimpfte auf Prostitution und moralische Dekadenz. Hitlers gestörte Sexualität, sein Zurückweichen vor jedem Körperkontakt, seine Angst vor Frauen, seine Unfähigkeit, echte Freundschaft zu schließen, und seine Leere in den menschlichen Beziehungen wurzelten, wie es scheint, in der unruhigen Kindheit. Erklärungsversuche werden unweigerlich spekulativ bleiben. Auch spätere Gerüchte über Hitlers sexuelle Perversionen beruhen auf zweifelhaften Belegen. Vermutungen – und dergleichen gab es viele –, wonach die sexuelle Verdrängung später sado-masochistischen Praktiken Platz machte, basieren, welcher Verdacht auch immer ausgesprochen wird, lediglich auf einer Mixtur aus Gerüchten, Hörensagen, Annahmen und Anspielungen, oft angereichert durch Hitlers politische Gegner. Und selbst wenn Hitler in seinem Intimleben wirklich jene abstoßenden sexuellen Perversionen bevorzugt haben sollte, ist es nicht ohne weiteres einleuchtend, wie das das rapide Absinken des komplexen und hochentwickelten deutschen Staates auf die Ebene ungeheurer Unmenschlichkeit erklären soll.

Hitler schrieb, er habe in Wien in Not und Elend, Hunger und Armut gelebt. Mit der Wahrheit ging er besonders hinsichtlich der Monate, die er 1908 in der Stumpergasse verbrachte, sparsam um, obwohl die Darstellung seinen Zustand im Herbst und Winter 1909/1910 einigermaßen zutreffend schildert. Noch mehr in die Irre führte die Bemerkung in »Mein Kampf«: »Die mir zukommende Waisenpension genügte nicht, um auch nur leben zu können, also war ich nun angewiesen, mir irgendwie mein Brot selber zu verdienen.« Das Darlehen der Tante, der Anteil am mütterlichen Erbe und die monatliche Waisenrente reichten sicherlich zumindest ein Jahr lang für einen angenehmen Lebensstandard aus, vielleicht sogar auf dem Niveau eines Junglehrers. Auch äußerlich wirkte er keinesfalls heruntergekommen, wenn er sich für einen Opernabend ankleidete. Als Kubizek ihn im Februar 1908 am Westbahnhof traf, trug der junge Hitler einen dunklen Mantel guter Qualität und einen schwarzen Hut, in der Hand den Gehstock mit dem Elfenbeingriff, den er in Linz besessen hatte, und »sah (...) beinahe vornehm aus«. Zu der Zeit unternahm Hitler nichts, um durch Arbeit den Lebensunterhalt selbst zu verdienen.

Und dennoch, wenn Hitler während der Zeit mit Kubizek über ein Einkommen verfügt haben sollte, ein extravagantes Leben hat er nicht geführt. Um die Umstände seiner damaligen Existenz hätte ihn niemand beneidet. Der 6. Wiener Bezirk in der Nähe des Westbahnhofs, wo die Stumpergasse lag, war ein unattraktiver Stadtteil mit tristen, unbeleuchteten Straßen und verwahrlosten,

rauchverhangenen und verrußten Mietskasernen, die dunkle Innenhöfe umgaben. Kubizek selbst war entsetzt angesichts einiger Wohnungen, die er auf der Zimmersuche einen Tag nach seiner Ankunft sah. Die Unterkunft, die er und Adolf teilten, war eine elende Kammer, die ständig nach Paraffin stank, von den feuchten Wänden blätterte der brüchige Gips ab, und in den Betten und Möbeln wimmelte es von Wanzen. Sie lebten bescheiden und gaben für Essen und Trinken wenig aus. Zu der Zeit war Hitler kein Vegetarier, aber sein täglicher Speiseplan bestand hauptsächlich aus Butterbrot, Mehlspeisen und nachmittags oft aus einem Stück Mohn- oder Nußkuchen. Manchmal kam er ganz ohne Essen aus. Wenn Kubizeks Mutter alle vierzehn Tage ein Essenspaket schickte, war es wie ein Festtag. In der Regel trank Hitler Milch, manchmal Fruchtsaft, aber keinen Alkohol. Auch rauchte er nicht. Als einzigen Luxus gönnte er sich die Oper. Wieviel er für die fast täglichen Opern- oder Konzertbesuche ausgab, läßt sich nur vermuten. Bei einem Preis von zwei Kronen für den Stehplatz – es erzürnte Hitler, daß junge Offiziere, weniger an der Musik als am gesellschaftlichen Anlaß interessiert, nur zehn Heller bezahlen mußten – hätten regelmäßige Besuche über Monate hinweg allmählich seine Ersparnisse aufgezehrt. Mehr als drei Jahrzehnte später bemerkte Hitler: »Ich war so arm in meinen Wiener Jahren, daß ich mir nur die allerbesten Vorstellungen hab' leisten können, und so erklärt sich, daß ich den Tristan damals schon dreißig bis vierzig Mal gehört habe in seiner allerersten Besetzung (...).« Im Sommer 1908 muß er die Erbschaft bereits stark angegriffen haben. Vermutlich besaß er noch einige Ersparnisse sowie die Waisenrente, von der Kubizek annahm, sie sei das einzige Einkommen, um ein weiteres Jahr durchzustehen.

Kubizek ahnte nicht, daß die gemeinsame Zeit mit dem Freund im Sommer ihrem Ende zugeht. Anfang Juli hatte er zum Semesterschluß die Prüfungen am Konservatorium bestanden. Er wollte zurück nach Linz und dort bis zum Herbst bei den Eltern verweilen. Mit Frau Zakreys traf er die Vereinbarung, ihr jeden Monat die Miete zu schicken, um das Zimmer zu behalten, und Hitler, der wiederholte, wie ungern er allein in der Kammer bleibe, begleitete ihn zum Westbahnhof. Sie trafen einander erst nach dem »Anschluß« Österreichs an das Deutsche Reich 1938 wieder. Hitler schickte Kubizek im Sommer eine Reihe von Postkarten, darunter eine aus dem Waldviertel, wo er der Familie lustlos einen Besuch abstattete – für viele Jahre die letzte Gelegenheit für ihn, seine Verwandten zu sehen. Für Kubizek gab es keinen Anlaß zu glauben, er werde den Freund im Herbst nicht wiedertreffen. Doch als er bei der Rückkehr im November aus dem Zug stieg, war Hitler nirgends zu sehen. Irgendwann im Spätsommer oder

Herbst war er ausgezogen. Frau Zakreys teilte Kubizek mit, Hitler habe die Unterkunft verlassen, ohne ihr eine neue Postanschrift zu nennen. Am 18. November 1908 hat sich Hitler bei der Polizei als »Student« gemeldet, wohnhaft in einer neuen Unterkunft, Zimmer 16 an der Felberstraße 22, in der Nähe des Westbahnhofs. Es war ein luftigeres Zimmer, das vermutlich mehr kostete als das in der Stumpergasse.

Was lag dem plötzlichen und unangekündigten Bruch mit Kubizek zugrunde? Die wahrscheinlichste Erklärung ist die zweite Ablehnung durch die Akademie für Bildende Künste im Oktober 1908 – diesmal durfte Hitler nicht einmal zur Prüfung antreten. Wahrscheinlich hatte er Kubizek von der erneuten Bewerbung nichts erzählt. Möglicherweise hatte er sich das ganze Jahr eingeredet, er habe eine zweite Chance, und geglaubt, er werde diesmal nicht durchfallen. Jetzt mußte er seine Hoffnungen auf eine künstlerische Laufbahn begraben – und mochte seinem Freund als endgültig Gescheiterter nicht unter die Augen treten.

Ungeachtet aller Fehler zeichnen Kubizeks Erinnerungen ein Porträt des jungen Hitler, dessen Charaktereigenschaften rückblickend im späteren Parteiführer und Diktator erkennbar sind. Die Trägheit des Lebensstils und die gleichzeitigen Ausbrüche manischer Begeisterung, die von Phantasien absorbierte Energie, der Dilettantismus, der Mangel an Wirklichkeitssinn und dem Gefühl für das rechte Maß, die Rechthaberei des Autodidakten, die Egozentrik, die Intoleranz, das unvermittelte Aufwallen des Zornes, die giftigen Ausfälle gegen alles und jeden, der den Aufstieg des großen Künstlers blockierte – all die Merkmale erkennt man in Kubizeks Porträt des 19jährigen Hitler. Die Fehlschläge in Wien hatten Hitler in einen zornigen und frustrierten jungen Mann verwandelt, der mit seiner Umgebung immer weniger zurechtkam. Aber noch war er nicht der Hitler, der nach 1919 ins Blickfeld kommt und in »Mein Kampf« seine politischen Ideen skizzierte.

Kubizek hatte Zeit und Gelegenheit zur Lektüre von »Mein Kampf« gehabt, als er den eigenen Bericht über Hitlers politische Entwicklung verfaßte – die ihn deutlich weniger interessierte als Fragen zur Kunst und Kultur. Passagenweise erinnert Kubizeks Text stark an Hitlers eigene Geschichte seines »politischen Erwachens« in Wien. Daher sind die Schilderungen Kubizeks nicht verlässlich und oft auch nicht glaubhaft – zum Beispiel, wenn er behauptet, Hitler sei Pazifist und Kriegsgegner gewesen. Es gibt jedoch keinen Grund, an Hitlers wachsendem politischen Bewußtsein zu zweifeln. Seine erbitterte Verachtung für das vielsprachige Parlament, dessen Debatten Kubizek mit ihm gemeinsam besuchte, sein

schriller deutscher Nationalismus, seine tiefe Verachtung des Vielvölkerstaats der Habsburger, sein Ekel vor dem »Völkerbabel in den Straßen Wiens« und sein »Haß gegen das fremde Völkergemisch, das diese alte deutsche Kulturstätte zu zerfressen begann« – das alles war eine Akzentuierung, eine persönliche Radikalisierung dessen, was er zuerst in Linz aufgenommen hatte. Hitler beschrieb diese Faktoren in »Mein Kampf«. Zweifellos vertieften und verschärften die Erfahrungen der ersten Monate in Wien diese Ansichten. Was Hitlers Verhältnis zu den Juden betrifft, dauerte es nach seinen eigenen Worten zwei Jahre, bis sich seine Einstellung herauskristallisiert hatte. Kubizek übertreibt mit der Behauptung, Hitler habe sein »Weltbild« gewonnen, als sie in Wien zusammen waren. Hitlers geschlossene »Weltanschauung« war noch im Entstehen begriffen. Die Grundlage, der pathologische Judentum, trat erst später in Erscheinung.

III

Für Hitlers neunmonatigen Aufenthalt in der Felberstraße fehlen jegliche Zeugen. Diese Periode in seiner Wiener Zeit verharrt im dunkeln. Dennoch wurde oft vermutet, er habe in jenen Monaten die Entwicklung zum besessenen Rassenantisemiten durchlaufen.

In der Nähe von Hitlers Wohnung in der Felberstraße lag ein Kiosk, der Tabak und Zeitungen anbot. Wahrscheinlich hat er hier alle Zeitungen und Journale erworben, die er nicht schon gierig in den Cafés verschlang. Unsicher bleibt, welche der vielen billigen und minderwertigen damals im Umlauf befindlichen Zeitschriften er gelesen hat. Sehr wahrscheinlich gehörte auch ein rassistisches Periodikum namens *Ostara* dazu. Die 1905 erstmals erschienene Zeitschrift war das Produkt der außergewöhnlichen und verwirrten Phantasie eines exzentrischen früheren Zisterziensermönches, der als Jörg Lanz von Liebenfels bekannt wurde, obwohl er mit richtigem Namen Adolf Lanz hieß. Später gründete er in der Burgruine Werfenstein an einem romantischen Teilstück der Donau zwischen Linz und Wien einen eigenen Orden, den »Neutemplerorden«, dem ein Sammelsurium mystischer Zeichen und Symbole eigen war, einschließlich des Hakenkreuzes.

Lanz und seine Anhänger waren besessen von homoerotischen Vorstellungen über einen manichäischen Kampf zwischen der heroischen und kreativen »blonden« Rasse und einer Rasse räuberischer dunkler »Tier- und Affenmenschen«, die mit animalischer Lust und bestialischen Instinkten – die Zerstörer

der Menschheit und ihrer Kultur – die »blonden« Frauen erbeuteten. Lanz' in *Ostara* dargelegtes »Rezept« zur Überwindung der Übel der modernen Welt und Wiederherstellung der Herrschaft der »blonden Rasse« bestand in der Wahrung der »rassischen Reinheit« und dem »Rassenkampf«. Dabei sei die Versklavung und Zwangssterilisierung oder gar »Auslöschung« niederer Rassen mitgemeint, die Vernichtung des Sozialismus, der Demokratie und des Feminismus, die als Vehikel von deren verderblichem Einfluß galten, und die vollständige Unterordnung arischer Ehefrauen gegenüber ihren Ehemännern. »Blond-Blaue aller Länder, vereinigt euch«, lautete der zusammenfassende Wahlspruch. Zwischen den bizarren Phantasien von Lanz und seiner »Truppe« frauenhassender, rassistischer Spinner und dem Programm der »Rassenselektion«, das die SS im Zweiten Weltkrieg in die Tat umsetzte, gibt es einige Gemeinsamkeiten. Ob Lanz' Ideen direkten Einfluß auf Heinrich Himmlers SS ausgeübt haben, ist jedoch fragwürdig. Nicht halten läßt sich Lanz' Anspruch auf einen einzigartigen Platz in der Geschichte als »der Mann, der Hitler die Ideen gab«.

Der Hauptbeleg, wonach Hitler *Ostara* gekannt haben soll, stammt aus einem nach dem Krieg geführten Interview, in dem Lanz behauptete, sich daran zu erinnern, Hitler habe ihm während der Zeit in der Felberstraße im Jahr 1909 einen Besuch abgestattet und nach Exemplaren früherer Nummern der Zeitschrift gefragt. Bei Hitlers heruntergekommenem Aussehen habe er ihm die Exemplare umsonst überlassen und zwei Kronen für die Rückfahrt nach Hause geschenkt. Niemand hat Lanz in dem Interview, das mehr als 40 Jahre nach der angeblichen Begegnung stattfand, gefragt, woher er wisse, daß der junge Mann Hitler gewesen sei. Auch Josef Greiner, der Autor einiger erfundener »Erinnerungen« an Hitler in der Wiener Zeit, hat in Interviews nach dem Krieg bezeugt, Hitler habe *Ostara* gelesen. In seinem Buch erwähnt Greiner *Ostara* nicht. Mitte der fünfziger Jahre danach befragt, »erinnerte« er sich, Hitler habe zwischen 1910 und 1913 im Männerheim einen großen Stapel mit Nummern von *Ostara* besessen und sei in hitzigen Diskussionen mit dem ehemaligen Priester Grill, der in Greiners Buch überhaupt nicht auftaucht, als vehementer Anhänger von Lanz' »rassischen« Theorien hervorgetreten. Einer dritten Zeugin, der früheren NS-Funktionärin Elsa Schmidt-Falk, zufolge, soll Hitler Lanz im Zusammenhang mit der Homosexualität und *Ostara* in Verbindung mit dem Verbot von Lanz' Werken erwähnt haben, obwohl es dafür keine Belege gibt.

Wahrscheinlich hat Hitler *Ostara* zusammen mit all der rassistischen Schundliteratur gelesen, die an Wiener Zeitungsständen ins Auge stach, doch wir wissen es nicht mit Gewißheit. Auch wenn er die Zeitschrift gelesen hat, ist nicht